Thomas Imlau

Letzter Ritter und Bürgermeister von Augsburg

Maximilian I. und seine Zeit

Oppenheim
2012

Letzter Ritter und Bürgermeister von Augsburg



Kaiser Maximilian I.

Inhalt

Flug in die Vergangenheit....................6
Eine portugiesische Prinzessin....................13
Das Mittelalter....................18
Kinderjahre und Erziehung....................32
Schulzeit....................35
Ein fahrender Schüler....................38
Erzherzog von Österreich....................53
Die burgundische Heirat....................59
Römischer König....................75
Der Fürsten Erster....................82
»Auge und Ohr des Reichs«....................91
Kriege in Ost und West....................99
Wider die Ungläubigen....................107
Der letzte Kaiser des Mittelalters....................114
Das Reich und Italien....................127
Der Schweizerkrieg....................133
Um die bayerische Erbfolge....................140
Erwählter Römischer Kaiser....................145
Der »groß Venedigisch Krieg«....................149
Der Griff nach der Tiara....................153
»Bürgermeister von Augsburg«....................156
Die Reise des Kardinals Luigi....................170
Die deutsche Ritterschaft....................177

Stadtluft macht frei..187
»Innsbruck, ich muß dich lassen...«......................................206
Das Grab des »Letzten Ritters«...221
Daten zur Geschichte Maximilians..227
Bibliographie...236

PROLOG

Flug in die Vergangenheit

Von Frankfurt nach Wiener Neustadt. Die Reiseroute steht fest: Von Frankfurt nach Wien, von dort weiter nach Wiener Neustadt. Und hier die St. Georgskirche, wo sich das Grab Maximilians befindet. Die Kirche liegt in der alten Herzogsburg, wo Maximilian geboren wurde und als Kind gespielt hat. Ich habe noch keinerlei Vorstellungen vom Aussehen des Ortes; für mich ist es völliges Neuland.

Von Frankfurt nach Wiener Neustadt: Flugsteig B, LH 3430 nach Wien, Dreilettercode VIE. Das grüne Lichtsignal über dem Ausgang des Wartesaals noch nicht eingeschaltet.

Ich bin dabei, Material für eine Biographie Maximilians zu sammeln. Es versteht sich für mich von selbst, daß ich bestrebt bin, den Geburtsort und das Grab dessen zu besuchen, dessen Leben und Zeit ich zu beschreiben beabsichtige. Es wird der erste der vielen Orte sein, die in seinem Leben eine Rolle spielten: Innsbruck, Trier, Brügge, Gent, Aachen, Köln, Frankfurt, Nürnberg, Ulm, Wien, Wels und Augsburg.

Zwei grüne Lichtpunkte, wechselweise aufleuchtend. Letzter Aufruf. Durch den »Finger« zur Maschine: ein Fensterplatz. Der Flughafen verschneit, es ist Ende Dezember. Die Flugbegleiter machen uns mit den Sicherheitsvorkehrungen vertraut, dann endloses Rollen bis zur Startposition. Endlich Startfreigabe, die immense Beschleunigung, das Abheben.

Wir drehen ab nach Südosten. Schon liegen die ersten Kilometer nach Wien hinter mir. Unter mir weißes Land, dann plötzliches Eintauchen in die tiefhängenden Wolken. Das Durchstoßen der Wolkendecke, rasches Auflichten des diffusen Grau, letzte Wolkenschleier, Wolkenfetzen. Unvermittelt in die Maschine brechende Sonnenstrahlen, die in den Augen schmerzen. Unter mir jetzt die geschlossene Wolkendecke, über mir unendliches Blau.

Ich nehme das für den Fluggast bereitliegende »Bordbuch« zur Hand, betrachte die rot eingedruckte Linie der Luftstraße von Frankfurt nach Wien. Der Flug wird knapp eineinhalb Stunden dauern: zu Maximilians Zeit eine beschwerliche Reise von Wochen. Er wird über Würzburg, Nürnberg und Regensburg durch das Herzstück des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation führen, wird weitergehen über Passau und Linz nach Wien Schwechat.

Unter mir nun, nur zu ahnen, das alte Deutschland, das Maximilian so oft durchziehen mußte. Er hatte keine Residenz. Die verschiedensten Quartiere nahmen ihn und seinen Hof auf. Von dort aus wurde dann regiert, wurden Briefe in alle Welt geschickt.

Ich werde jäh aus diesen Gedanken gerissen: man serviert den Imbiß. Maximilian wäre es wie Zauberei erschienen, hätte er wie ich jetzt in großer Höhe Deutschland und bald auch Österreich überfliegend, sein Frühstück zu sich nehmen können. So wie ich jetzt den Raum durcheile, so will ich versuchen, die Zeitbarriere zu überwinden zu Maximilian und seinen Zeitgenossen, die Bürger der Städte zu sehen, die bunte Wunderwelt der Kirche zu erleben. Ich will den Menschen, deren strenge und fromme Gesichter mich so oft von Bildern

und Altargemälden herab ansahen, so nahe wie möglich kommen, will in ihr Denken eindringen. Ich las ihre Chroniken und Lebenserinnerungen, folgte im Geist den Scholaren durch das Deutsche Reich, begleitete fremde Gesandte durch Oberdeutschland, verweilte auf den Reichstagen zu Augsburg und Nürnberg. Monatelang lauschte ich ihrer Musik und legte mein Ohr gleichsam an die dicke Wand zur Vergangenheit. Ihre Musik erzeugte in mir ein starkes Zugehörigkeitsgefühl, da ich mir vorstellte, daß auch sie diese Töne einst gehört und »gefühlt« hatten. Musik ist Emotion, in diesem Fall unmittelbares Zeugnis. Und aus der Emotion heraus versuche ich jene Zeit zu »fassen« und zu verstehen. Jene Zeit, die Maximilian, Luther, Hutten, Erasmus von Rotterdam und nicht zuletzt einen Jakob Fugger hervorgebracht hat.

Ich sehe Maximilian so vor mir, wie ich ihn auf dem Gemälde Albrecht Dürers im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg erblickte. Ich ließ mir davon eine Reproduktion in Originalgröße anfertigen, um dieses Gesicht stets vor Augen haben und in allen Einzelheiten studieren zu können. Ein Antlitz an der Schwelle des Alters: müde, faltig, jedoch voller Würde, die große markante Adlernase unverändert. Am schwarzen Samtbarett das goldenen Medaillon mit dem Bild der Madonna, auf der Brust die schwere Goldkette mit dem Goldenen Vließ. Ein markantes Antlitz; die Züge eines Mannes, der Interesse weckt, ja mehr als das: Anteilnahme. Dieses Porträt mein letzter Anstoß.

Ein Durchsage: wir verlassen unsere Reiseflughöhe. Die Anschnallzeichen, das Durchstoßen der Wolkendecke. Brausend fährt das Fahrwerk aus, rastet ein mit dumpfem Knall.

Dann das stufenweise Ausfahren der Flügelklappen, das Ausbalancieren beim Landeanflug. Plötzlich schneebedecktes Land: Österreich. Am Horizont, bis an den tiefen Himmel heranreichend, die Nadel des Stephansdoms. Aufheulen der Triebwerke, hartes Aufsetzen, Schubumkehr. Zuletzt das Hochklappen der Triebswerkverkleidung zum rascheren Abbremsen der Boeing. Das Flughafengebäude kommt in Sicht. Losschnallen.

Über das eisige Vorfeld zur Abfertigungshalle. Dort Paßkontrolle und Geldwechsel. Es ist Samstagmorgen und der Flughafen Schwechat bis auf das Reinigungspersonal menschenleer. An den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr reist man nicht viel.

Ein kalter Wind fegt über Niederösterreich, als ich am 29. Dezember in Wiener Neustadt ankomme. Eine mittelgroße Stadt südöstlich von Wien an der Bahnlinie nach Graz. Reste der mittelalterlichen Stadtmauer sind erhalten und nichts erinnert daran, daß die Stadt im Zweiten Weltkrieg so stark zerstört wurde, daß man mit dem Gedanken spielte, den Ort aufzugeben. Im Zentrum inmitten des sich plötzlich öffnenden Gassengewirrs auf einem großen Platz der Dom. Beim Überqueren des Domplatzes stoße ich auf einen alten Herrn, den ich nach der St. Georgskirche frage. Zunächst scheint er um rechte Auskunft verlegen, als ich jedoch hinzufüge, daß ich das Grab des Kaisers Maximilian suche, weist er mich lebhaft zur »Akademie« in der Grazer Straße.

Auf meinem Weg durch das an jenem Vormittag menschenleere Städtchen, durch dessen Gassen der Wind von den Ausläufern der Alpen dünne Schneeflocken treibt, komme ich zur alten Stadtmauer, wo meine Aufmerksamkeit auf

einige jüdische Grabsteine gelenkt wird, die hart an der Mauer unter einem Schutzdach stehen. Eine Tafel besagt, daß es sich um mittelalterliche Grabsteine des 1489 aufgelassenen Judenfriedhofs handelt, der vor der westlichen Stadtmauer lag. Es sind sechs Grabsteine aus den Jahren 1252 bis 1389. Die Inschrift von 1389, die bemerkenswert von den üblichen christlichen Inschriften absticht, notiere ich mir:

Schrecken ergriff mich, mein Inneres erbebte und meine Seele drängte mich. Mein Körper erstarrte vor Schreck über den Tod des Gatten meiner Jugend, da er so plötzlich aus meinem Zelte zog. Es trübt sich die Freude meines Jubels durch den Tod meines Mannes Rabbi Israel, Sohn des Rabbi Jonathan, der Donnerstag, den 18. Elul im Jahre 149 begraben wurde. Seine Seele sei umschlossen im Bündel des Lebens.

Es beginnt stärker zu schneien: lautlos schweben dünne Flocken herab und legen sich wie ein weißes Tuch über die gefrorene Erde. Überall auf den kahlen Bäumen, deren Geäst sich schwarz vom bleiernen Winterhimmel abhebt, sitzen Krähen. Sie äugen geduckt umher, scheinen auf etwas zu warten und erfüllen die Luft mit ihrem scharfen Krächzen.

Die Akademie entpuppt sich als weitläufiger Gebäudekomplex. Vor dem Eingangstor steht zu meiner Überraschung ein bewaffneter Posten. Zögernd nähere ich mich und frage, ob sich hier die Kirche befinde, in der Kaiser Maximilian bestattet sei. Er scheint nicht einmal verwundert, bejaht meine Frage und greift zum Telefon, um den Wachhabenden von

meinem Besuch zu unterrichten. Anschließend wird mir der Weg zum Wachlokal gewiesen, ich gehe durch einen langen dunklen Torweg, den Kanonen altertümlichen Aussehens flankieren. Im Burghof tritt mir ein Offizier des österreichischen Bundesheeres entgegen, der mich höflich bittet, ihm zur Kirche zu folgen. Wir durchqueren einen Teil des quadratischen Hofes der alten Kaiserburg Friedrichs III. Als wir die enge Treppe zur Kirche hinaufsteigen, entspinnt sich ein kurzer Wortwechsel über meine Motive, diesen Ort aufzusuchen.

ERSTER TEIL

Kindheit

Eine portugiesische Prinzessin

Wir durchqueren einen dunklen Vorraum und mein Führer schließt eine massive Tür auf: Ich stehe in der St. Georgskirche. Die gotische Hallenkirche wurde im zweiten Weltkrieg schwer beschädigt. Mein Begleiter weist auf eine der Sandsteinsäulen, die mit farbigen Fresken bedeckt ist. Wie er mir erklärt, handelt es sich um eine Bilderbibel. Solche Fresken mit Szenen des Alten und Neuen Testaments kommen in den Kirchen des Mittelalters häufig vor. Sie sind für diejenigen Kirchenbesucher bestimmt, welche nicht lesen können, und das ist der Großteil der damaligen Bevölkerung. Friedrich III. ließ die Säulen der St. Georgskirche für Eleonore von Portugal bemalen, denn sie sprach kaum deutsch und konnte so dem Inhalt der Predigten besser folgen.

Im Jahre 1452 hatte Friedrich die damals kaum sechzehnjährige Prinzessin in Rom geheiratet, bei welcher Gelegenheit ihn der Papst zum Kaiser krönte.

Ferdinand Gregorovius, der Geschichtsschreiber der Stadt Rom, schreibt dazu: »Die allerletzte kaiserliche Romfahrt, welche die Geschichte sah, erweckt Erinnerungen an eine von furchtbaren Leiden erfüllte, aber doch große Vergangenheit, in welcher die deutschen Kaiser Italien mit Kriegen verheert, aber auch die Allgewalt der Päpste bestritten (...) hat-

ten. Diese Zeiten waren schon in die Mythe hinabgesunken. Die Kaisergewalt war nur noch ein völkerrechtlicher Titel ohne Kraft; die Papstgewalt zwar noch mächtiger als jene, dennoch ihrer alten Wirkung schon beraubt. Ein neues Europa erhob sich, gründend auf großen, nach Einheit strebenden Ländermassen und Monarchien. Nun zeigte die Romfahrt Friedrich III., daß jenes katholische Kaisertum, das Ideal des Mittelalters, eine Antiquität geworden war, ein Gegenstand für Schauspieler welthistorischen Stils und für akademische Reden humanistischer Kunst. Dem Römischen König diente übrigens seine Krönungsreise zugleich als einträgliches Finanzgeschäft; er konnte sich mit den Geschenken Italiens bereichern und dort Tausende von Gnadenbriefen ausstreuen, welche Eitelkeit erkaufte.«

»Die Reichsstände hatten Friedrich tausend Reiter bewilligt, und etwa ebenso viele stießen unterwegs zu ihm. Er langte am 8. März vor Rom an mit mehr als 2000 Reitern. Auf dem ersten Hügel, welcher den Blick freigibt, wurde haltgemacht und die im Abendglühen strahlende Stadt bewundert. Klerus, Magistrat und Adel, die Colonna an dessen Spitze, kam ihm entgegen.«

»Da der Römische König der Sitte gemäß wenigstens eine Nacht vor den Mauern zubringen mußte, blieb Friedrich im Landhaus des Florentiner Wechslers Spinelli am Kreuz des Monte Mario, während Eleonore in einer anderen Villa übernachtete. Nach dem Wunsch des Papstes wurde die Krönung auf den 19. März, den Jahrestag seiner eigenen Weihe, festgesetzt. Bis dahin wohnte Friedrich im Vatikan. Er besuchte jedoch Rom, was man unpassend fand; nur die Engelsbrücke betrat er nicht. Am 16. März segnete Nikolaus die Ehe des

kaiserlichen Paares ein und krönte Friedrich mit der eisernen Krone, welche durch die silberne von Aachen ersetzt wurde. Diese Kaiserkrönung war die letzte, welche in Rom vollzogen wurde. Zum letzten Mal zeigte sich am 19. März 1452 den Römern der vom Papst in St. Peter gekrönte und gesalbte, von ihm selbst akklamierte, friedestiftende Augustus mit Krone, Szepter und Reichsapfel. Wenn sie diesen Imperator betrachteten, wie er auf der Engelsbrücke dreihundert Personen zu Rittern schlug, mochte er ihnen bemitleidenswert erscheinen, denn diese ermüdende Zeremonie dauerte mehr als zwei Stunden. Man spottete über die Ritter von der Engelsbrücke, welche das dahingeschwundene Rittertum parodierten wie der Kaiser das Kaisertum. Nach einem Umzug zum Lateran und dem dortigen Festmahl kehrte Friedrich in den Vatikan zurück.«

»Nachdem Friedrich III. zahllose Diplome für Pfalzgrafen, Doktoren, Ritter, Hofräte und Hofpoeten ausgestreut hatte, verließ er Rom am 26. April. Nach den prachtvollsten Festen in Venedig kehrte er von der genußreichsten aller Romfahrten mit einem Titel zurück, der ihm unter den Würdenträgern der Welt den ersten Platz gab. Nachdem er die Freiheiten der deutschen Kirche verkauft und die Hoffnung Deutschlands auf die Reform verraten hatte, um kleinliche Gnaden Roms und den zweifelhaften Schutz des Papstes gegen seine Landstände dafür einzutauschen, besiegelte dieser geistlose Fürst das habsburgische Bündnis mit dem Papsttum, um diese katholische, so verhängnisvolle Politik seinen Nachfolgern zu vererben. Die Italiener verachteten ihn. Der Bischof Antonin von Florenz fand nicht eine Spur kaiserlicher Majestät an Friedrich, nur Gier nach Geld; nichts von

fürstlicher Großmut, nichts von Weisheit. Nur durch den Dolmetscher redete er als stumme Person. Poggio nannte ihn die Kaiserpuppe, und in der Tat konnte Friedrich III. auch nichts mehr vorstellen als ein mit Gold und Edelsteinen bedecktes Idol aus einer glücklich abgestorbenen Vergangenheit. Er würde jedoch diese Mißachtung seiner Majestät in Italien wie im Deutschen Reich mit noch mehr Gleichmut ertragen haben, wenn er hätte ahnen können, daß es sein und Eleonores Urenkel sein sollte, welcher der Kaisergewalt eine neue, die Welt mit cäsarischer Tyrannei bedrohende Grundlage von Tatsachen gab. Denn die schöne Portugiesin wurde die Mutter Maximilians, die Urgroßmutter Karls V. und die Ahnfrau einer langen Reihe von Kaisern und Fürsten.«



Friedrich III. und Eleonore von Portugal

Das junge Mädchen war als frischvermählte Ehefrau des Römischen Kaisers von großen Erwartungen erfüllt. Doch ihre Illusionen waren bald dahin. Der fast vierzigjährige Friedrich war ein eigenartiger Mensch. Er war so geizig wie ein kleiner Krämer, der jeden Heller zusammenscharrt und versteckt. Außerdem war er so schwer zu Entschlüssen und noch schwerer zum Handeln zu bewegen, daß man ihn im Volk »des Heiligen Römischen Reiches Erzschlafmütze« nannte. Die große, massige Figur, die lange Hakennase, die vorgeschobene Unterlippe, die schwerfälligen Gesten, die bedäch-

tige und sparsame Art die Worte zu setzen: all das flößte Eleonore Furcht ein.

Die Heimreise über Villach und durch die Steiermark nach Wiener Neustadt vermehrte noch die Enttäuschung der jungen Kaiserin. Hier war der Himmel grau, der kühle Alpenwind wehte und rein gar nichts erinnerte an das sonnige Portugal. Dann die kalten Mauern der alten Babenbergerburg, der dürftige, unfrohe Hof, der sich so gar nicht mit der beschwingten Geselligkeit des väterlichen Hofes vergleichen ließ. Hier jedoch wurde man beständig von Alltagssorgen bedrängt. Ewige Geldverlegenheit zwang zu einer kleinbürgerlichen Haushaltsführung. Der Kaiser liebte karge Kost und bevorzugte vegetarische Gerichte. Wildbret war bereits die Ausnahme. Auf den Tisch kam nur dünner Landwein, außerhalb der Mahlzeiten wurde überhaupt kein Wein getrunken. Statt geistvoller Gespräche schätzte die Majestät pedantische Belehrungen: nur schwerfällig schleppte sich die Unterhaltung hin.

In dieser dumpfen Atmosphäre brachte Eleonore am 23. März 1459 Maximilian zur Welt. Als der erfreute Vater die Astrologen über das Horoskop seines neugeborenen Sohne befragte, verkündeten diese: » ... ein reiches, freudiges, hochgemutes Leben, viel Kampf, Mühe, hohe Entwürfe, leichtblütige Hoffnungen, manche Enttäuschungen; aber auch ein volles Maß bleibender Erfolge.«

Das Mittelalter

Wie sieht die Welt aus, in die Maximilian hineingeboren wird? Der mittelalterliche Mensch fühlt sich nicht als Mensch im modernen Sinn, nicht als Individuum. Das Streben des heutigen Menschen, seiner Individualität in vollstem Umfang Geltung zu verschaffen, sich als Einzelperson im Kampf ums Dasein die Stellung zu erringen, die ihm nach seiner Überzeugung gebührt, ist dem damaligen Menschen völlig fremd. Die Menschen verspüren einen Drang nach Gemeinschaft, zur Genossenschaft. Für sich allein kann niemand existieren, weil er dann verloren wäre, Er wäre schutz- und rechtlos, aber er hätte auch keinen inneren Halt, weil er sich eben nicht als Individuum fühlt. Einen ganz anderen Stellenwert als heute hat zunächst die Familie und danach die Verwandtschaft. Die Familie hält zusammen und schließt sich nach außen hin ab. Wer heiraten will, kann nicht einfach seinem Willen folgen. Es sind Verhandlungen zwischen den Familien nötig, wie zwischen politischen Mächten.

Jede politische Kraftentwicklung erscheint in Form eines Bündnisses: Ritterbünde, Städtebünde, die Hanse. Immer wieder sind es in der Hauptsache Gleichberechtigte, die sich so zusammenschließen. Die gesamte Nation besteht aus vielen solchen Kreisen, selbst die höchsten Repräsentanten des Volkes, die Kurfürsten, bilden ein Wahlgremium. Jede solche

Verbindung sucht sich sorgfältig nach außen abzuschließen, sich nach innen durch eine Organisation zu festigen.

Auch in der Kunst des Mittelalters herrscht derselbe Grundzug. Zunächst im Leben der Künstler. Kirchen und Rathäuser sind das Werk der in Bauhütten organisierten Maurer. Glas- und Bildermaler sind Mitglieder der Handwerksinnungen, sogar Dichter, ritterliche Liedersänger und die Meistersinger der Städte bilden Vereinigungen. Bei der Ausübung seiner Arbeit steht der Handwerker bis ins kleinste Detail unter den Gesetzen und Vorschriften seiner Zunft. Sogar wenn Reisende sich zu einer längeren Fahrt rüsten, geben sie sich selbst eine Ordnung und wählen sich ihre Obrigkeit für die Dauer der Reise.

Uns mögen solche Erscheinungen merkwürdig vorkommen: dem Menschen des Mittelalters erschienen sie nicht so, denn er war unmündig. Zucht und Ordnung waren für ihn in allen Lebenslagen notwendig. So ist es echt mittelalterlich, wenn die Obrigkeit in alle Bereiche des Lebens eingreift, durch Kleiderordnungen die Tracht, durch Hochzeitsordnungen den Aufwand bei Hochzeiten und dergleichen bis ins Kleinste regelt. Ebenso ordnete sich der Mensch der »gottgewollten« Ordnung der Stände unter. Daß der Bürger nicht tun durfte, was dem Ritter gestattet war, versteht sich von selbst. Jeder Stand hatte seine eigene »Ehre« und seine eigene Ordnung. Dahinein fügte man sich ohne weiteres. Zu einem wirklich revolutionären Gedanken wäre das Mittelalter niemals fähig gewesen. Die Bereitwilligkeit, sich zu fügen, ist zu einem gewissen Teil auch aus der örtlichen Gebundenheit des damaligen Menschen zu erklären. Der Verkehr war sehr unvollkommen und durch die Verhältnisse außerordentlich

erschwert. Von ihrem Geburts- und Heimatort konnten sich die Menschen nur in Ausnahmefällen losreißen. Die Umgebung, in der sie aufgewachsen sind, bleibt ihr Lebensraum.

Das gesamte Leben der Menschen, ihre Worte und Taten spielen sich nach verbindlichen Regeln und Formen ab. Zu keiner Zeit hat ein größerer Reichtum an Förmlichkeiten, Formeln und Zeremonien bestanden. Man denke an die Gerichtsverfahren des Mittelalters. Die Form der Rede wie auch der Handlung stand unerschütterlich fest. Man denke an die Brautwerbung. Alles vollzog sich in traditioneller und zeremonieller Weise. Man denke weiter an die Regeln des Kampfes, an die Formen des Friedensschlusses. Man denke an die Formeln und Bräuche des Handwerkerlebens, die bis ins Kleinste festgelegt waren und von jedem Handwerker eingehalten werden mußten. Man denke an die Umgangsformen des täglichen Lebens, die ernst und bedächtig gehandhabt wurden. Die Briefe beispielsweise sind ebenso wie die Urkunden nichts anderes als ausgefüllte Schemata. Gerade der Brief zeigt, wie groß der Reichtum der überlieferten Formen ist. So ist die Anrede abhängig von der Stellung des Briefschreibers. Anders grüßt der Höhere den Niederen, als dieser jenen. Anders der Geistliche, anders der Vater, anders der Sohn. Jedes Verhältnis findet seinen Ausdruck in äußeren Formen, deren Einhaltung verbindlich ist.

»In der Menschheit ist ein wilder Zug« heißt es im Parzival. Dieser »wilde Zug« tritt uns im Mittelalter oft in grausamer Form entgegen. Der politische Geschichte des Mittelalters trieft von Blut. Man denke nur an die englische Königsgeschichte. Allgemein war die Unsicherheit. Mehr als die großen Kriege schreckten die Menschen die zahllosen klei-

nen Fehden und Überfälle. Die Neigung, sich sein Recht auf eigene Faust zu suchen, brach immer wieder durch, und blutige Gewalttaten wurden verübt. Auch in den Straßen der Städte, die doch größere Sicherheit gewährten, waren Überfälle überaus häufig. Oder der Feind brach unerwartet herein.

Aus dieser Wildheit einerseits und der Gewöhnung an blutige Szenen anderseits erklärt sich auch die allgemeine Gefühllosigkeit. Es ist charakteristisch, mit welcher Grausamkeit Eltern ihre Kinder züchtigen, und wie furchtbar auch in den Schulen geprügelt wurde. Mit noch größerer Deutlichkeit sprechen die verschiedenen Arten der Strafen. Schrecklich war bereits die Lage der Gefangenen im Mittelalter, mochten sie schuldig oder unschuldig sein. Zu verhungern, zu erfrieren oder von Ratten angenagt zu werden, ist manchem Unglücklichen zuteil geworden. Aber diese Quälereien wurden nicht direkt zugefügt und deshalb sah man sie nicht. Ein Menschenleben war nicht viel wert. Diebstahl, Betrug, Beleidigung, Falschmünzerei, Ketzerei: sie alle konnten mit dem Tode bestraft werden. Jede Stadt besaß ihre Richtstätte und zahllos war die Zahl der Hingerichteten.

Im Jahre 1527 berechnete Laurentius Schmit in Lübeck, daß in dieser Stadt, seit sie »Recht und Urteil gehabt«, 18489 Männer und Frauen hingerichtet worden seien. Und nun die raffinierte Grausamkeit der Strafen! Augenausstechen und Ohrenabschneiden sind schon bezeichnend. Noch mehr die verschiedenen Hinrichtungsarten, namentlich das Verbrennen, das Rädern, das Einmauern, das Lebendigbegraben, das Sieden im Kessel, das Verhungern. Und die Peiniger verspürten keine Regung des Mitleids oder des Abscheus, son-

dern vielmehr erblickten sie und die Zuschauer in solchen Qualen oft ein unterhaltsames Schauspiel.

Auf niedriger Bildungsstufe ist der Sinn des Menschen wenig auf ideale Dinge gerichtet: ein naiv-rohes Streben nach dem Materiellen, verbunden mit einem guten Teil Berechnung und List scheint vielmehr vorzuherrschen. So empfindet auch der mittelalterliche Mensch. Seine Genußsucht ist groß und mehr quantitativ als qualitativ ausgerichtet. Und ebenso stark ist die Gier nach Besitz. Die Phantasie des Mittelalters beschäftigt sich mit Vorliebe mit verborgenen Schätzen. Und wer nicht selbst versuchte den Schatz zu heben, dachte doch gern an die Möglichkeit des Besitzes.

Naivität ist oft mit frischem Humor verbunden. Diese Lebensfreude zeigt sich in der übergroßen und allgemeinen Festesfreude des Mittelalters. Da ist das dem Mittelalter eigentümliche Narrentum, da sind die drastischen Possen, die man zu gewissen Zeiten trieb. Die Sucht, alles in einem humoristischen Licht erscheinen zu lassen, zeigt sich auch in den Scherz- und Spitznamen, in Sprüchen und Liedern. Diese Seite des Mittelalters wird oft übersehen und verdient daher hervorgehoben zu werden.

Das Leben hatte damals zunächst nicht den Wert, den wir ihm heute zumessen. Die unsicheren Zustände, Kampf und Raub mußten dazu führen, daß man Menschenleben im Grunde recht gering achtete. Die allgemeine Unsicherheit gewöhnte die Menschen daran, ein gewaltsames Ende nicht als die Ausnahme zu sehen. Wenn jedoch äußere Gewalt vielen Menschen den Tod brachte, so rafften auch Krankheiten eine Vielzahl dahin. Die sehr häufigen »Sterben«, jene epidemischen Seuchen, die Tausenden und Abertausenden den

Tod brachten, wären in unserer Zeit undenkbar. Das Mittelalter nahm sie als unabwendbar hin und bezahlte dafür mit unzähligen Opfern. Die engen und schmutzigen Wohnverhältnisse, die Miasmen, welche die überall vorhandenen Kloaken ausströmten, die Kirchhöfe innerhalb der Städte und noch viele andere Mängel sind die Ursache dieser Seuchen. Man raffte sich jedoch nicht zur Durchführung von Verbesserungen auf. Denn es fehlte sowohl die intellektuelle Bildung, die Ursachen zu erkennen, als auch die wirtschaftliche Tatkraft, um das Übel an der Wurzel zu packen.

Diese beiden Momente sind es denn auch, die das ganze Leben der Menschen so unschön, so dürftig, so unwirtschaftlich gestalteten. Eine Industrie wäre im Mittelalter unmöglich gewesen. Lebensführung und Lebensverhältnisse sind das ganze Mittelalter hindurch von einer unglaublichen Einfachheit. Denn über das absolut Notwendige kam man nicht hinaus und wollte das auch nicht. Der Luxus des Mittelalters ist durchaus roh. Quantität ist wichtiger als Qualität. Es fehlt auch der Schönheitssinn, dessen Mangel durch Pracht und Aufwand verdeckt wird. Erst die Reformation brachte da einen Wandel; es war jedoch noch ein langer Weg bis zur endgültigen Befreiung des Menschen durch die französische Revolution.

Vorläufig genießt die Kirche Allmacht. Die Seelen sind ihr untertan für das Jenseits und die Körper für das Diesseits. Sie entfaltet immer größeren Prunk. Im Münster zu Bern z. B. erblickt man das Haupt des Heiligen Vinzenz goldgefaßt und edelsteingeschmückt; die Altäre zieren siebzig goldenen und fünfzig silberne Kelche. Vierhundertfünfzig Meßgewänder werden dort aufbewahrt. Nicht nur in den Städten, auch

in den kleinsten Dörfern fließen die Spenden: Gold oder Juwelen.

Und die Zahl kirchlicher Stätten und Einrichtungen wächst unaufhörlich: In Wien mit seinen elf Stiften, neunzehn Pfarrkirchen, hundert Kapellen und zweiundzwanzig Klöstern werden täglich, wie man wissen will, an die tausend Messen gelesen. Ein Heer von Bettelmönchen zieht durch die Lande, um Almosen zu sammeln. Wenn solche Spenden für mehr oder minder fromme Zwecke sich der Kontrolle entziehen, so gibt es auf der anderen Seite einen geradezu kaufmännisch organisierten Handel mit Leistungen für das Seelenheil. Der Himmel ist zur Versicherungsanstalt geworden. Außer Fürbitten und Ablässen kann man sich je nach Vermögen und Wunsch Gebete und Messen, Vigilien und Meditationen, Bußen, Fasten, ja Tränen und Seufzer kaufen. Die Preise sind nicht fest, man darf feilschen, es gibt eine rege Konkurrenz, die sich gegenseitig unterbietet. Über die Andachtsübungen wird in den Klöstern vielfach Buch geführt. Die Bruderschaft »Zu den elftausend Jungfrauen« in Köln verzeichnet ein Inventar von 6455 Messen, 3550 Psaltern, 200000 Rosenkränzen, ebenso vielen Tedeen und nicht weniger als 630 Millionen Vaterunsern und Ave Marias. Der Wert der Reliquien wird nach der Zeitdauer bemessen, für die sie Ablaß gewähren: die von Kardinal Albrecht von Brandenburg in Halle gesammelten bewertet man mit 39.245.120 Gnadenjahren.

Als 1489 in Nürnberg das Heiliggeistspital erbaut werden sollte, wurde, um die Kosten dafür aufzubringen, der Papst gebeten, einen Ablaß nach Nürnberg zu legen und zu bewilligen, daß ein jeder, der zum Sakrament gehe, zu diesem Bau zwei Pfennige gebe. Der Papst bewilligte dieses Begehren

und schrieb einen großen Ablaß aus, schickte jedoch, als der Ablaß ein Ende hatte, zwei Beauftragte nach Nürnberg, das Geld zu zählen und abzuholen. Daraufhin schickte der Rat Dr. Johannes Letscher nach Rom, um den Papst zu ersuchen, von dem eingenommenen Geld, welches sich auf 4500 Gulden (eine für die damalige Zeit sehr bedeutende Summe) belief, dem Spital und der Findel wenigstens 1000 Gulden zu lassen, weil die Bürger nicht anders gewußt, als daß die gesamte Summe für den Spitalbau bestimmt sei, und deshalb auch so reumütig ihre Sünden gebeichtet hätten. Der Heilige Vater jedoch rückte auch nicht einen Kreuzer wieder heraus.

Die höhere Geistlichkeit lebte behaglich von ihren reichen Pfründen. Die Wohnungen waren so schön ausgestattet wie ihre prachtvoll geschnitzten Chorgestühle in den Kirchen, die deutlich unterstrichen, daß diese Herren etwas anderes und besseres sein wollten als die gewöhnliche Plebs auf den Bänken im Kirchenschiff. Sie saßen an schön eingelegten Tischen, sie tranken gut und ihre riesigen Weinkeller kamen in ihrem ganzen Umfang erst richtig zu Tage, als der Pfaffensturm begann und das ruchlose Volk sich herausnahm, ebenfalls von dem guten Malvasier und Frankenwein zu trinken.

Sie hatten ihre Konkubinen wie die meisten Chorherren in deutschen Landen: »Er hat ein Hur von Würzburg bracht/ Er ist vierzehn Jahr ein Domherr gewesen/ Und hat dennoch nie kein Mess gelesen«, dichtete einer der Volkssänger. Man regte sich mehr als über die Unsittlichkeit des Treibens darüber auf, daß jene Damen sich nicht still in Haus oder Bett hielten, sondern trotz »Bürgerin und Edelleut« stolz umherzogen, stark geschminkt, mit Schmuck behängt und nahezu den gleichen Vorrang beanspruchten wie ihre Beschützer.

Selbst diese hatten zuweilen unter den herrschsüchtigen Freundinnen zu leiden, und Cordus dichtete ganz witzig, als ein scharfes, wie immer vergebliches Mandat von oben ergangen war, die Domherren dürften sich in Zukunft nur »Dienerinnen« halten: Kein Geistlicher hat eine Dienerin, sie ist immer seine Domina, seine Herrin.

Statt der Messe lasen die hohen Herren auf das eifrigste die Rentbriefe und Zinsregister – deren Verbrennung dann ebenfalls ein Hauptziel der Aufstände war – und trieben rücksichtslos die Abgaben ein. Sie selbst waren frei von allen Steuern und Umlagen und deshalb auch beim Magistrat der Städte verhaßt. Da sie ihre Privilegien vom Erzbischof erhalten hatten, bildeten sie naturgemäß das Bollwerk der Bischofsherrschaft in den Städten, gegen das meist vergeblich angerannt wurde. Die Orden waren in allen Schattierungen der Tracht und auch der Lebensführung und Haltung vertreten. Es gab strengere »reformierte«, die in der Minderzahl waren; zuweilen trat auch ein großer Bußprediger auf, der mit Donnereden die Zustände rügte und auch einmal gegen die Ablaßverkäufer zu Felde zog, die von außerhalb in die Städte kamen. Diese zeigten ihre eigenen Privilegien und Gnadenmittel vor, die sie als besser und wirkungsvoller anpriesen als die der ortsansäßigen Heiltumsverwalter. Jedoch waren das nur gelegentliche Ausnahmen. Die Regel der Mönche war eher das ungebundene Leben. Sie hielten sich meist weder im Kloster auf noch an die Vorschriften und schwärmten überall in den Städten umher. Bei allen Festlichkeiten und Vergnügungen waren sie zu finden, schmausten fröhlich mit, wenn es etwas zu schmausen gab, und manchen unter ihnen war es auch zu gönnen. Denn es gab neben den

hochdotierten Stiftstellen auch ein breites geistliches Proletariat, das in halbzerrissener, schäbiger Kutte bettelnd umherschlich. Die ständische Gliederung der Geistlichkeit, die eigentlich nach der Theorie einen einzigen Stand darstellen sollte, glich ziemlich genau dem ständischen Aufbau des gesamten Lebens mit Rittern, Bürgern und Bauern. Bei jeder Gelegenheit wurde jedoch das hohe Privileg des »character indelebilis«, der unzerstörbaren Würde der Weihe auf das entschiedenste geltend gemacht, selbst wenn es sich darum handelte, daß ein Kleriker stahl, Ehebruch oder sogar einen Mord beging. Der Streit um diese Gerichtsbarkeit bildete einen Beschwerdepunkt, der in der langen Liste der Klagen ganz obenan steht.

Wir wollen uns durch das Lesen von Bußpredigten und Beschwerdeschriften nicht dazu verleiten lassen, alles so düster zu sehen, wie es in den Akten verzeichnet ist. Die Städte feierten ihre großen Feste und Prozessionen. An den Kirchen und Kapellen wurde gebaut, mit überreichem Schnitzwerk und kostbaren Grabplatten. Die Goldschmiedekunst lieferte die Unmengen von Monstranzen und Kelchen, von denen im großen Pfaffensturm wenig übriggeblieben ist. In Erfurt ruhte der heilige Severus in einem herrlichen Sarg aus massivem Silber; der Rat ließ diesen dann einschmelzen und in Münzen umprägen, die lange als die »Sargpfennige« umliefen. In den Klöstern saßen freilich nicht nur Mönche, die es sich wohl sein ließen und auf die Märkte liefen, wenn es etwas zu sehen gab, sondern auch stille Beter und Grübler. Jedoch ändert das nichts am Gesamtbild. Es erklärt nicht, weshalb diese gesamte Buntheit und Pracht, deren Reste für uns heute ästhetisch sind, unter den Äxten des Pfaffensturms

und vor den Broschüren des Wittenberger Mönchs so furchtbar zusammenbrach. Das gesamte soziale Gefüge war morsch geworden, wenn es überhaupt jemals solide und eichenfest dagestanden haben sollte. Die geistigen Grundlagen waren erst recht erschüttert und erwiesen sich als noch weniger haltbar.

Das sogenannte Volkslied erlebte damals seine Blüte. Es stützte sich auf einen alten Schatz von Weisen geistlicher und weltlicher Art. Auf das Unbefangenste wechselte man zwischen beiden hin und her. Die ersten Liedersammlungen enthielten geistliche und weltliche Lieder gemeinsam. Man übernahm ohne Bedenken die Melodie eines Marienliedes für ein »Buhlliedlein« und umgekehrt. Bach hat das noch ebenso gehandhabt und in seinem Weihnachtsoratorium weltliche Kantaten benutzt. Eine musikalische Ergebenheitsadresse für den sächsischen Kronprinzen verwandelte er in die feierliche Baßarie »Großer Herr und starker König«.

Bis zum Grausigen geht diese Form der Parodie, wenn in den »Marterliedlein« einmal ein unseliger Eingekerkerter und danach Verbrannter noch kurz vor seinem Tod seine Not besingt und »Gott im höchsten Thron« anruft nach der Weise: »Schürz dich Gretlein, schürz dich« oder noch gespenstischer bei einem anderen Opfer des Scheiterhaufens im Ton: »Es wohnet Lieb bei Liebe«. Um den Maibaum wurde getanzt mit dem Lied: »Es ging ein Paterlein längs der Kant, er nahm sein Nönnlein bei der Hand. Hei! Es war im Mai, Mai, Mai!« Getanzt wurde im Spätmittelalter zu frommeren Gesängen sogar in einigen Orten in der Kirche selbst.

Weit ausgestreut über alle Lande waren die Klöster und Abteien, in denen sehr weltlich, sehr behaglich gelebt wurde.

Die Klosterküchen waren berühmt, die Klosterbiere oder die Klosterliköre — für viele Menschen das einzige, was sie von »Benedictine« oder »Chartreuse« als Ordensnamen wissen — sind es noch heute. Die Bilder des fetten, vom guten Essen nur so strotzenden Mönches bei der Weinprobe, dem der Rosenkranz nur so nebenbei vom Gürtel hängt, sind nicht erst eine Erfindung der Genremalerei des 19. Jahrhunderts. Die zahlreichen Brauereien, die Mühlen und andere Wirtschaftszweige, die mit großem Erfolg betrieben wurden, hatten auch ihre soziale Seite. Ein großer Teil des Streites ging nicht um Fragen des Glaubens oder Dogmas, sondern um diese Dinge. Die Mönche waren »exemt«, befreit von Abgaben. Ursprünglich allerdings nicht, um mit dieser Abgabenfreiheit Handel zu treiben und die von Steuern geplagten Bürger durch Konkurrenz zu schädigen. Sie betrieben Weinausschank und erbitterten dadurch die Gastwirte. Sie unterhielten Mühlen, und die Müller protestierten.

Sie sollten Messen lesen für die Verstorbenen, wozu ihnen Ländereien und Geldbeträge als Versicherungssummen gestiftet worden waren. In vielen Klöstern war das jedoch in Vergessenheit geraten. Sie sollten arm leben und waren reich geworden. Sie hatten das Gelübde der Keuschheit abgelegt, und es gab nicht allzu viele, die das auch nur nach außen hin einhielten. Der lüsterne Mönch war eine ständige Figur des Sprichworts, der Satire und auch der ernsten Bußpredigten. Die unbeaufsichtigt umherziehenden Bettelmönche galten so gut wie allgemein als Hurer und Verführer der Weiber. Man kann hier die Formel anwenden, daß »doch nicht alle...« Sicherlich lebten nicht alle so, aber doch eine genügende Anzahl, um das generelle Urteil zu rechtfertigen,

das weit zurückreicht und nicht erst eine Erscheinung der Lutherzeit ist. Soll man sich auf Novellenschreiber wie Bocaccio berufen, auf die Schwankdichter? Es gibt Akten zur Genüge.

Die Klöster sollten durch Visitationen kontrolliert oder bei Verfall, der immer wieder konstatiert wurde, reformiert werden. Daß sie autonom waren und nicht der Gerichtsbarkeit der Bischöfe und Erzbischöfe ihres Gebietes unterstanden, war einer der ständigen und heftigsten innerkirchlichen Streitpunkte, die nie gelöst wurden. Es ist auch fraglich, ob die hohen Prälaten, die noch sehr viel ungebundener lebten, die moralische Autorität gehabt hätten, einzugreifen und zu bessern. So ließ man die Dinge meist treiben. Nur wenn die weltlichen Instanzen, Landesherren oder Städte, sich bei allzu krassen Fällen einmischten, geschah zuweilen etwas. Öfter noch wurde das als Eingriff in die geheiligte Freiheit der Kirche abgelehnt.

Die Chroniken erzählen davon, daß Mönche und Nonnen ganz ungehindert zusammenlebten. Kenner der Lande wußten genau, welche Nonnenklöster man auf einer Reise besuchen mußte, um eines guten Empfangs sicher zu sein. Zuweilen ist die Entschuldigung entwaffnend: Das Kloster sei so arm geworden, daß die Nonnen sich nicht anders ernähren könnten, wollten sie nicht Hungers sterben. Von den Visitationsberichten ist der Fall eines Klosters in Württemberg denkwürdig, weil er weit über das Land hinaus Aufsehen erregte, bis an die Kurie in Rom ging und ganze Fehden entfesselte. Er ist auch deshalb bemerkenswert, weil sich unter den Akten die ältesten deutschen Privatbriefe, Liebesbriefe an die Nonnen erhalten haben. Auch die vorgefundenen De-

likte in den Zellen der Schwestern sind verzeichnet: Wappenschilde mit der Aufschrift: »Dir allein«, spitze Frauenschuhe, Mieder und »Liedlein in die Welt gehörig«. Über die zahlreiche Nachkommenschaft der Schwestern war die weitere Umgebung unterrichtet. Die Briefe sind rührend, im Volksliedton an das »herzallerliebste suzelin« von dem Guardian, und auch treuherzig mit Rezepten für das richtige Einlegen von Lachsen und Warnungen vor den bösen Neidern, wie im Minnesang.

Die Neider haben es in diesem Fall schwer: Die Äbtissin lehnt eine Visitation und Reformation energisch ab, die weltliche Macht muß zu Hilfe gerufen werden, nachdem die kirchlichen Behörden vergeblich, und zwar seit fünfzig Jahren — wie es heißt — versucht haben, Besserung zu erwirken. Die Sache wird von den Dominikanern aufgenommen, die auf die Franziskaner als die Schuldigen eifersüchtig sind. Man jagt die Hälfte der Nonnen, die schwanger ist, hinaus, und sie finden alsbald Zuflucht jenseits der Grenze beim Herzog von Bayern, der seinerseits seinem württembergischen Nachbarn etwas am Zeug flicken will. Ein Teil der Nonnen geht nach Ulm, wo sie ganz offenbar als Huren leben. Ein anderer Teil wird durch adelige Verwandte zurückgeführt, auch Fürsten mischen sich ein, und die frühere Äbtissin kehrt im Triumph in ihr Reich zurück!

Nicht nur der Zölibat war zur Fiktion gewesen. Der rasche Zusammenbruch vieler Klöster zur Reformationszeit war auch auf andere Weise vorbereitet. Manche Äbte sahen — wie ihre Mönche — den Klosterbesitz als ihr Eigentum an, mit dem sie beliebig schalten und walten konnten. Wenn eine Visitation angedroht wurde, setzten sie sich energisch

zur Wehr. Im Kloster Helmershusen wurden die ungebetenen Gäste geknebelt vor die Tür geworfen: einer von ihnen starb an den Mißhandlungen. Die Mönche gaben dann trotzig alle Regel auf, verpfändeten die Kleinodien des Klosters und führten hinfort ein lustiges Kneipenleben. Der Abt, umsichtiger, verkaufte die Grundstücke und zog mit dem Erlös davon. Am Klostertor rief er aus: »Leb wohl, Helmershusen, auf Nimmerwiedersehn!«

Kinderjahre und Erziehung

Am Ostersonntag, dem 25. März 1459 wurde der Knabe, dem der Wojwode Nikolaus Ujlaki Pate stand, vom Erzbischof von Salzburg, Sigmund von Wolkersdorf, auf den Namen Maximilian getauft. Der überglückliche Kaiser trug zur Feier des Tages den gold- und edelsteinbesetzten Hunderttausend-Gulden-Mantel, wie Hector Mülich wissen will, ließ das Ereignis von allen Kanzeln verkünden und den Reichsständen mitteilen.

Fragt man nach dem Erbe, das Maximilian auf seinen Lebensweg mitbekam, so ist zuerst an seine Vorfahren zu denken. Ihre Zusammensetzung ist kennzeichnend für die Zeit. In der Ahnentafel Maximilians sind fast alle großen europäischen Völker vertreten. Nur die Vorfahren seines Urgroßvaters Leopold III. von Österreich können als rein deutsch gelten — sofern man dessen Großmutter, die Gräfin Johanna

von Chalons-Mömpelgart aus romanischem Sprach- und politischem Grenzgebiet noch unter diesen Begriff fassen will und darf. Leopolds III. Gattin Viridis Visconti war rein italienischer Abstammung. Sein Sohn, Ernst I. von Österreich, der Großvater Maximilians, vermählte sich mit Zimburg von Massovien und brachte damit außer polnischem litauisches und russisches Blut in die Familie. Mütterlicherseits stammten die Vorfahren Maximilians aus den Königreichen der Pyrenäenhalbinsel, mit Ausnahme der englischen Großmutter Eleonores. In Maximilians ungemein weitgefächerter Ahnentafel fehlen nur Skandinavien und Frankreich.

Der Anteil des habsburgischen Geschlechts an der Erbmasse Maximilians ist gering im Vergleich zu den meisten späteren Habsburgern, deren Ahnenreihe infolge von Verwandtenehen einen enormen Ahnenverlust aufweist. Dennoch schlagen gewisse körperliche Merkmale des väterlichen Geschlechtes stark bei ihm durch, wie die berühmte Habsburgerlippe. Auch die gewaltige Adlernase, die seinem Gesicht einen sehr individuellen Zug verleiht, ist beim Vater schon vorgebildet, wenn auch in schwächerem Maße.

Von Maximilians Jugend wissen wir, daß er von Oktober bis Dezember 1462 in der Wiener Burg weilte, als Friedrich III. dort von den aufständischen Bürgern belagert und fast ausgehungert wurde. Sonst hat er wohl meist in Wiener Neustadt gelebt.

Der Prinz wurde zunächst von Ammen und Wärtern im freien Umgang mit dem Gesinde aufgezogen; das Verständnis für das gemeine Volk ist ihm zeitlebens geblieben. Kaum dem Gängelband entlaufen, wurde er ein »selbstwachsend« Kind. Das Wiener Neustädter Schloß mit seinen weiten An-



lagen eröffnete ihm eine bunte, weite Welt.

Der lebhafte Geist des Kindes schien ungewöhnlich empfänglich für Eindrücke jeder Art. Um so schwerer drückte die Sorge, daß es vielleicht stumm bleiben könnte. Noch mit fünf Jahren konnte es nur kaum verständliche Worte stammeln, so daß die spottlustigen Wiener es »das prinzliche Stottergöschl« nannten. Groß war die Freude, als die Störung plötzlich verschwand.

Der Prinz wurde zwar von einem eigenen kleinen Hofstaat betreut, aber dennoch in Kost und Lebensweise einfach und mäßig gehalten. Er wurde in einem Kreis von österreichischen Adelskindern aufgezogen, damit er sich von Jugend an in Scherz und Ernst an seine »edlen Landleute« gewöhne. Auch ein Türkenprinz, Otman Kalixt, angeblicher Bruder Mehmets des Weltenstürmers, vor dessen Mordlust ins Ausland gerettet, vom Papst getauft und dem Kaiser gelegentlich des Romzugs 1453 oder 1468 geschenkt, wuchs mit dem Kaisersohn zusammen heran.

Für das Wichtigste hielt jenes Zeitalter die Waffen- und Leibesübungen; denn Kraft, Kühnheit und Waffenfertigkeit waren es, die den Herrn, vor allem den Fürsten ausmachten. Die Mutter scheint den Knaben früh auf die Schönheiten der Jagd, vor allem der Vogelbeize hingeführt zu haben. So schreibt sie begeistert an Herzog Sigmunds Gemahlin nach Tirol, daß sie nun die zu Wien «vergessene« Waidmannschaft wieder lernen wolle, daß ihr Maximilian gottlob gesund sei

und das Federspiel liebe; sie hoffe, » ... er wiert ain edels herceze haben.«

Ganz von selbst geriet der Knabe in einen ständig wachsenden Gegensatz zum Vater. Voller Mißtrauen betrachtete der die Entwicklung seines Sohnes: dessen stürmisches Draufgängertum, sein unbedachtes Wesen, seine Ungeduld waren der Natur Friedrichs völlig zuwider. Zeitlebens hatte er selbst gespart und Kleinodien gehortet. Sein Sohn jedoch schien ein »Streusandbüchslein« werden zu wollen und mit leichter Hand zu verschwenden, was er besaß. Vor kurzem hatte er ihm Golddukaten in die eine Hand, Früchte in die andere gegeben: Maximilian aß die Früchte und schenkte die Dukaten seinen Spielgefährten.

Schulzeit

Der Waffenmeister rühmte dem Vater, daß der junge Prinz im Ringelrennen, im Fechten, im Spiel und sonstiger adeliger Beschäftigung sich vor allen anderen hervortat. Friedrich jedoch war stets ein Stubenhocker gewesen und betrachtete körperliche Übungen als unnützen Zeitvertreib für einen zukünftigen Herrscher. Die meisten Fürsten seiner Zeit waren der Meinung, daß es für einen Prinzen ausreiche, in körperlicher Geschicklichkeit und ritterlichen Übungen zu glänzen, sonst aber seinen Namen schreiben und sein Gebetbuch lesen zu können.

Nur wenige deutsche Fürsten beherrschten die lateinische Sprache oder unterhielten gar Beziehungen zu Humanisten. Auch am Hofe Friedrichs wehte keine Renaissanceluft; er hatte jedoch einen der bedeutendsten Humanisten jener Zeit, Enea Silvio Piccolomini, den späteren Papst Pius II., als seinen Geheimschreiber für längere Zeit an sich fesseln können.

Die Kenntnis des Lateins war für die Regierungsgeschäfte und den internationalen Kanzleiverkehr von größter Bedeutung. So entwarf der Vater einen Erziehungsplan, in dem Latein den ersten Platz einnahm.

Im Erziehungsbuch für Ladislaus Postumus, das auch der junge Maximilian benutzte, stand zu lesen, daß ein König ohne Bildung ein gekrönter Esel sei. Wolle der Sohn ein Reich regieren, so müsse er mehr wissen als Volk und Fürsten. Die Mutter wandte sich an den Humanisten Johannes Hinderbach, jedoch der Kaiser zog die Sache an sich und bestellte Männer der alten Schule zu Lehrern. Weil er den Wienern und Niederösterreichern gründlich mißtraute, sollten es ausschließlich Steiermärker sein.

Der Steiermärker Jakob von Fladnitz war Maximilians erster Lehrer. Dann bestellte Friedrich den späteren Bischof Peter Engelbrecht zum Lateinlehrer des Knaben. Engelbrecht und sein System, die Grammatik des Donatus förmlich einzubleuen, blieben Maximilian zeitlebens verhaßt. Viel später noch erinnerte sich der Kaiser, wie er einst mit seinem Lehrer am Fenster saß und ein Blitz derartig in den nahen Turm schlug, daß sein Lehrer zusammenfuhr. Für sein Lachen erhielt der Knabe eine Ohrfeige. Dieser Lehrer sei sein Un-

glück gewesen, meinte der Kaiser später in vertraulichen Gesprächen.

Thomas von Cilli führte den Knaben über das doctrinale puerorum in die Oberstufe der Grammatik und die Staatsgeschäfte ein. Er lieh dem Prinzen auch wohl einige Bücher mit Auszügen aus Ovid, Terenz, Petrarca, Briefen und Abhandlungen, die dem Schüler etwas humanistischen Wind und praktische Lebenskunde vermitteln sollten. Die väterliche Bibliothek bot eine gute Auswahl: Prunkhandschriften, die Maximilian entzückten und ihm das innere Auge öffneten. Vom humanistischen Enthusiasmus der Zeit, dem schon der Vater mit kühler Distanz begegnete, ist auch der Jüngling kaum ergriffen worden.

Schwer mußte Maximilian unter der Marter der Casualia und Temporalia seufzen, die ihm mit unerbittlicher Strenge und häufigem Gebrauch der Rute eingetrichtert wurden. Der normale Schulunterricht in den deutschen und österreichischen Landen sah folgendermaßen aus: der Lehrer war meist schlecht vorgebildet, schlecht bezahlt, er hatte eine Herde von Kindern aller Altersklassen vor sich von den AB-C-Schützen bis zu den Fortgeschritteneren. Seine Aufgabe bestand darin, ihnen anhand uralter Schulbücher, wie des Donat aus der Spätantike und des Alexander de Villa Dei aus dem 12. Jahrhundert, Lesen und Schreiben und vor allem Latein beizubringen. Latein, das mittelalterliche späte Latein als Kirchen-, Amts- und Geschäftssprache war der Schlüssel zu jeder späteren Karriere, ob geistlicher oder weltlicher Art. Es wurde rücksichtslos gepaukt. Ein ausgebildetes Spionage- und Denunziantenwesen unterstützte noch den Rutenschwinger auf dem hohen Pult. Mit dem Ruf »Wolf« wurde jeder ge-

meldet, der ein Wort Deutsch statt Latein sprach; ein eigener »Wolfszettel« führte Buch über den Missetäter. Außer der Prügelstrafe gab es noch den hölzernen Eselskragen, der zur Schande umgehängt wurde.

Ein fahrender Schüler

Thomas Platter aus dem Wallis, der vom armen Hirtenjungen zum angesehenen Buchdrucker und Schulrektor in Basel aufstieg, hat in seinen Erinnerungen das Leben der fahrenden Schüler um das Jahr 1510 in Süddeutschland geschildert:

»Ungefähr eine Meile von Naumburg waren wieder unsere großen Gesellen in einem Dorf zurückgeblieben; denn wenn sie zusammen zehren wollten, schickten sie uns voran. Wir waren unser fünf, da kamen auf weitem Feld acht Mann auf Rossen an uns mit gespannten Armbrüsten, umritten uns, begehrten von uns Geld und kehrten die Pfeile gegen uns, denn da führte man noch keine Büchsen zu Roß. Und einer sprach: »Gebt Geld!« Da antwortete einer unter uns, der war ziemlich groß: »Wir han kein Geld, sind arme Schüler.« Da sprach der Reiter noch zweimal: »Gebt Geld!« So sagte unser Gesell wieder: »Wir han kein Geld und geben euch kein Geld und sind euch nichts schuldig.« Da zückte der Reiter das Schwert, hieb ihm stracks am Kopf hin, daß er ihm die

Schnüre am Bündel zerhieb. Sie ritten davon wieder ins Holz, wir aber gingen auf Naumburg zu, bald kamen unsere Bacchanten, die hatten die Schelme nirgends gesehen.

Wir sind auch oft in Gefahr gewesen der Räuber und Mörder halb, als im Thüringerwald, im Frankenland, in Polenland. Zu Naumburg blieben wir etliche Wochen, wir Schützen gingen in die Stadt; etliche Schützen, die singen konnten, sangen, ich aber ging heischen. Wir gingen da aber in keine Schule. Das wollten die anderen Schüler nicht leiden und drohten, sie würden uns in die Schule zu gehn zwingen. Der Schulmeister entbot auch unseren Bacchanten: Sie sollten in die Schule kommen, oder man würde sie fassen. Antoni entbot ihm wieder: Er möge nur kommen! Und da auch etliche Schweizer da waren, ließen diese uns wissen, auf welchen Tag man kommen würde, damit man uns nit unversehens überfiele. Da trugen wir kleinen Schützen Steine auf das Dach, Antoni aber und die anderen nahmen die Tür ein. Da kam der Schulmeister mit der ganzen Prozession seiner Schützen und Bacchanten, aber wir Buben warfen mit Steinen auf sie, daß sie weichen mußten. Als wir nun vernommen, daß wir vor der Obrigkeit verklagt waren, hatten wir einen Nachbarn, der seiner Tochter einen Mann geben wollte, der hatte einen Stall mit gemästeten Gänsen, dem nahmen wir nachts drei Gänse und zogen in den anderen Teil der Stadt, eine Vorstadt, wieder ohne Ringmauern, wie auch die Stadtecke war, wo wir bisher gewesen waren. Da kamen die Schweizer zu uns, sie und die Unseren zechten miteinander, und zog von da unser Haufe auf Halle in Sachsen, dort gingen wir in die Schule zu St. Ulrich.

Da sich aber unsere Bacchanten so ungebührlich gegen uns hielten, besprachen sich etliche von uns mit Paul, meinem Vetter, den Bacchanten zu entlaufen, und zogen wir gen Dresden. Dort aber war durchaus keine gute Schule, und auf der Schule in den Habitazen (Schlafkammern der fremden Schüler) alles voll Läuse, daß wir sie zur Nacht im Stroh unter uns knistern gehört haben. Wir brachen auf und zogen auf Breslau zu; mußten unterwegs viel Hunger leiden, also daß wir etliche Tage nichts als Zwiebeln mit Salz aßen, etliche Tage gebratene Eicheln, Holzäpfel und Birnen. Manche Nacht lagen wir unter heiterem Himmel, denn nirgends wollte man uns bei den Häusern leiden, wie früh wir auch um Herberge baten; manchmal hetzte man die Hunde auf uns. Als wir aber nach Breslau kamen, da war alles in Fülle, ja so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überaßen und oft in große Krankheit fielen. Da gingen wir zunächst auf den Dom in die Schule zum heiligen Kreuz. Als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarre zu St. Elisabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dorthin. Die Stadt Breslau hat sieben Pfarren und jegliche eine besondere Schule. Es durfte kein Schüler in eines anderen Pfarre singen gehen, oder sie schrieen: »Ad idem, ad idem!« Und dann liefen die Schützen zusammen und schlugen einander gar übel. Es sind, wie man sagt, auf einmal in der Stadt etliche tausend Bacchanten und Schützen gewesen, die sich alle durch Almosen ernährten. Man sagte auch, daß etliche von zwanzig, dreißig und mehr Jahren wären, die ihre Schützen hätten, die ihnen präsentierten. Ich hab meinen Bacchanten oft an einem Abend fünf oder sechs Trachten heim auf die Schule getragen, wo sie damals wohnten; man gab mir auch gern, darum daß ich

klein war und ein Schweizer, denn man hatte die Schweizer sehr lieb.

Blieb also eine Zeitlang da. Ich war in einem Winter dreimal krank, daß man mich in das Spital führen mußte: die Schüler hatten ein besonderes Spital und eigene Doctores. Auch gibt man auf dem Rathaus für einen Kranken sechzehn Heller die Woche, damit erhält man einen gar wohl. Man hat dort gute Wartung, gute Betten, aber große Läuse darin, daß es nit zu glauben, wie Hanfsamen, so daß ich viel lieber in der Stube auf dem Herde lag, wie andere auch, als in den Betten. Die Schüler und Bacchanten, ja auch zuzeiten der gemeine Mann, sind so voll Läus, daß es nit glaublich ist, ich hätte schier, sooft man gewollt hätte, drei Läuse miteinander aus dem Busen gezogen. Bin auch oftmals, besonders im Sommer, hinaus an die Oder, das Wasser, das da vorüberfließt, gegangen, habe mein Hemdlein gewaschen, habs an eine Staude gehängt und getrocknet und den Rock gelauset, eine Grube gemacht, einen Haufen Läus darein geworfen, mit Boden zugedeckt und ein Kreuz darauf gesteckt.

Den Winter liegen die Schützen auf dem Herd in der Schule, die Bacchanten aber in den Kämmerlein, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren. Den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer am Sonntag in den Herrengassen vor die Häuser breitet; das trugen etliche in eine Ecke auf dem Kirchhof zusammen, lagen darin wie Säue in der Streu. Wann es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn Ungewitter war, so sangen wir schier die ganze Nacht Responsoria und anderes mit dem Subcantore. Manchmal gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuser,

Bier zu heischen, da gaben uns die vollen Polackenbauern Bier, daß ich oft, ohne es zu wissen, so voll worden bin, daß ich nit habe wieder in die Schule kommen können, wenn ich schon nur einen Steinwurf von der Schule entfernt war. Summa, da war Nahrung genug, aber man studierte nit viel.

In der Schul zu St. Elisabeth lasen allewege zugleich zu derselben Stunde in einer Stube neun Baccalaurei, doch war graeca lingua noch nirgend im Land. Desgleichen hatte niemand gedruckte Bücher, nur der Präzeptor hatte einen gedruckten Terentius. Was man las, mußte man erstlich diktieren, dann distinguieren, dann konstruieren, zuletzt exponieren, so daß die Bacchanten große Scharteken mit sich heimzutragen hatten, wenn sie hinweg gingen.

Von dort zogen unser acht wieder hinauf auf Dresden, kamen wieder in Not, daß wir wieder großen Hunger litten. Da beschlossen wir, uns auf einen Tag zu teilen; etliche sollten nach Gänsen aussehen, etliche nach Rüben und Zwiebeln, einer nach einem Topf, wir Kleinen aber in die Stadt Neumarkt gehen, die nit weit davon an der Straße war, und sollten nach Brot und Salz sehen. Auf den Abend wollten wir vor der Stadt wieder zusammenkommen, wollten vor der Stadt das Lager schlagen und kochen, was wir dann hätten. Da war einen Büchsenschuß von der Stadt ein Brunnen, dort wollten wir die Nacht bleiben, aber wie man in der Stadt das Feuer gesehen hatte, schoß man zu uns heraus; sie trafen uns jedoch nit. Da wichen wir hinter einen Rain zu einem Wässerlein und Wäldlein; die großen Gesellen hieben Stangen ab, machten eine Hütte, ein Teil rupfte die Gänse, deren hatten sie zwei. Andere bereiteten Rüben im Topf, taten Kopf und Füße, item die Därme hinein; andere machten zwei

hölzerne Spieße und fingen an zu braten. Und als das Fleisch ein wenig rot war, huben wirs am Spieß ab und aßens; so auch die Rüben. In der Nacht hörten wir etwas schnattern: da war neben uns ein Weiher, den hatte man am Tag abgelassen, und sprangen die Fische auf dem Morast. Da nahmen wir Fische, soviel in einem Hemd am Stecken tragen konnten, und zogen davon, bis in ein Dorf, da gaben wir einem Bauern Fische, daß er uns die andern in Bier kochte.

Als wir wieder gen Dresden gekommen, da schickten der Schulmeister und unsere Bacchanten etliche von uns Buben aus, wir sollten nach Gänsen auslugen; da wurden wir eins, ich sollte die Gänse werfen, sie aber sollten sie nehmen und hinwegtragen. Nachdem wir nun einen Haufen gefunden und sie uns ersehen haben, sind sie aufgeflogen, da hab ich einen kleinen Knüttel gehabt und diesen unter sie in die Luft geworfen, hab eine getroffen, daß sie herabgefallen ist. Als aber meine Gesellen den Gänsehirten ersahen, trauten sie sich nit hinanzulaufen, obgleich sie doch dem Hirten wohl hätten vorlaufen können. Da ließen sich die anderen Gänse wieder nieder, standen um die Gans, gagaiten, als sprächen sie zu ihr, sie stand auch wieder auf und ging mit den anderen davon. Ich war über meine Gesellen übel zufrieden, daß sie ihrer Zusage nit genug getan hätten; aber sie hielten sich danach besser, denn wir brachten zwei Gänse davon, die verzehrten die Bacchanten mit dem Schulmeister zum Abschied, und zogen dann auf Nürnberg zu.

Bald danach zogen wir wieder davon auf Ulm zu, da nahm Paulus noch einen Buben mit, der hieß Hildebrand Kalbermatter, eines Pfaffen Sohn, war auch noch jung, dem gab man Tuch, wie man solches im Lande macht, zu einem Röck-

lein. Als wir nach Ulm kamen, hieß mich Paulus mit dem Tuch umhergehen, den Macherlohn dazu zu heischen. Dadurch bekam ich viel Geld, denn ich war des Gotteslohnes und des Bettelns wohl gewohnt, denn dazu hatten mich die Bacchanten fortwährend gebraucht, gar nit zu der Schule gezogen, auch nit einmal lesen gelehrt. Während ich selten in die Schule ging und wenn man in die Schule gehen sollte, mit dem Tuch umging, hab ich großen Hunger gelitten, denn alles, was ich überkam, brachte ich den Bacchanten. Ich hätte nit einen Bissen gegessen, denn ich fürchtete das Streichen. Paulus hatte einen anderen Bacchanten zu sich genommen namens Achatius, von Mainz gebürtig, denen mußt ich und mein Gesell Hildebrand präsentieren. Aber mein Gesell fraß schier alles selbst, dem gingen die Bacchanten auf der Gasse nach, daß sie ihn essend fänden, oder sie hießen ihn den Mund mit Wasser ausschwenken und in eine Schüssel mit Wasser spützen, damit sie sähen, ob er etwas gegessen hätte. Dann warfen sie ihn in ein Bett und ein Kissen auf den Kopf, daß er nit schreien konnte, und schlugen ihn diese Bacchanten, bis sie nit mehr konnten; darum fürchtete ich mich und brachte alle Dinge heim. Sie hatten oft so viel Brot, daß es schimmlig wurde; da schnitten sie das auswendig Graue ab und gaben es uns zu essen. Da hab ich oft großen Hunger gehabt und bin übel erfroren, weil ich oft in der Finsternis bis um Mitternacht habe müssen herumgehen und um Brot singen.

Da mag ich nit lassen, noch dieses anzuzeigen, wie zu Ulm eine fromme Witwe war, die hatte zwei erwachsene Töchter. Diese Witwe hat mir oft in dem Winter meine Füße in einen warmen Pelz gewickelt, den sie hinter den Ofen gelegt hatte,

wenn ich käme, daß sie mir meine Füße wärmte. Sie gab mir dann eine Schüssel mit Mus und ließ mich heimgehen. Ich habe solchen Hunger gehabt, daß ich den Hunden auf der Gasse die Knochen abgejagt und die benagt, item Brosamen aus den Säcken gesucht und gegessen habe. Danach sind wir wieder gen München gezogen, auch da habe ich das Macherlohn vom Tuch, das doch nit mein war, betteln müssen. Ein Jahr darauf kamen wir noch einmal nach Ulm, und ich brachte das Tuch wieder mit mir und heischte den Macherlohn. Da bin ich wohl eingedenk, daß etliche zu mir sagten: »Botz Marter! Ist der Rock noch nit gemacht? Ich glaube, du gehst mit Bubenwerk um.« So zogen wir von dannen. Ich weiß nit, wo das Tuch hinkam, ob der Rock gemacht worden ist oder nit.

Als wir an einem Sonntag nach München kamen, hatten die Bacchanten Herberge, wir aber, drei kleine Schützen, keine, und wollten deshalb gegen Nacht in die Schrannen, das ist auf dem Kornmarkt, gehen, um auf den Kornsäcken zu liegen. Da saßen etliche Weiber an dem Salzhaus an der Gasse, die fragten, wo wir hinwollten. Und da sie hörten, daß wir keine Herberge hätten, war eine Metzgerin dabei, die, als sie vernahm, daß wir Schweizer wären, zu ihrer Jungfer sagte: »Lauf, henke den Topf mit der Suppe und dem Fleisch über, das uns übriggeblieben ist, sie sollen bei mir über Nacht sein, ich bin allen Schweizern hold. Ich habe zu Innsbruck in einem Wirtshause gedient, als Kaiser Maximilian dort Hof gehalten hat, da haben die Schweizer viel mit ihm zu schaffen gehabt: sie sind so freundlich gewesen, daß ich ihnen mein lebelang hold sein will.«

Die Frau gab uns genug zu essen und zu trinken, und legte uns wohl. Am Morgen sprach sie zu uns: »Wenn einer von euch bei mir bleiben wollte, ich wollte ihm Herberge, zu essen und zu trinken geben.« Wie waren alle willig und fragten, welchen sie wollte; und wie sie uns besichtigte, war ich etwas kecker als die andern, da nahm sie mich, und ich durfte ihr nichts weiter tun als Bier reichen und die Häute und Fleisch aus der Metzge holen, item mit ihr zuweilen auf das Feld gehen; mußte aber doch dem Bacchanten präsentieren. Das



hatte die Frau nit gern und sprach zu mir: »Botz Marter! Laß den Bacchanten fahren und bleibe bei mir, du darfst doch nit betteln.«

So kam ich in acht Tagen weder zu dem Bacchanten noch in die Schule, da kam er und klopfte an der Metzgerin Haus. Da sprach sie zu mir: »Dein Bacchant ist da, sag, du seiest krank.« Sie ließ ihn ein und sagte zu ihm: »Ihr seid wahrlich ein feiner Herr, hättet doch zusehen sollen, was Thomas machte, er ist krank gewesen und ist es noch.« Da sprach er: »Es ist mir leid, Bub. Wenn du wieder ausgehen kannst, so komme zu mir.« Danach an einem Sonntag ging ich in die Vesper, da sagte er nach der Vesper: »Du Schütz, du kommst nit zu mir, ich will dich einmal mit Füßen treten!« Da nahm ich mir vor, er sollte mich nit mehr treten, und gedachte hinwegzulaufen. Am Sonntag sagte ich zu der Metzgerin:

»Ich will in die Schule und will meine Hemdlein waschen gehen.« Ich dufte ihr nit sagen, was ich im Sinne hatte, denn ich fürchtete, sie würde es weitersagen. Fuhr also mit traurigem Herzen von München, teils daß ich von meinem Vetter lief, mit dem ich so weit umhergezogen und der mir doch wieder zu hart war und unbarmherzig, und dann schmerzte mich auch die Metzgerin, die mich so freundlich gehalten hatte. Ich zog also über den Fluß Isar hinaus, denn ich fürchtete, wenn ich auf das Schweizerland zuginge, würde Paulus mir nachziehen, da er mir und den anderen oft gedroht hatte, wenn einer wegliefe, so wollte er ihm nachziehen, und wenn er ihn wiederbekäme, wolle er selbigem alle Viere abschlagen.

Jenseits der Isar ist ein Hügel, da setzte ich mich, sah die Stadt an und weinte inniglich, da ich niemand mehr hatte, der sich meiner annähme, dachte auf Salzburg oder gen Wien in Österreich zu ziehn. Als ich dasaß, kam ein Bauer mit einem Wagen, der hatte Salz gen München geführt, er war schon trunken und doch war erst die Sonne aufgegangen, den bat ich, er sollte mich aufsitzen lassen, mit dem fuhr ich, bis er ausspannte, die Rosse und sich zu füttern. Dazwischen bettelte ich im Dorf, und nit weit vom Dorf wartete ich auf ihn und entschlief. Als ich erwachte, weinte ich wieder herzlich, denn ich meinte, der Bauer wäre fortgefahren, mich bedeuchte, ich hatte meinen Vater verloren. Bald aber kam er, war wieder voll, hieß mich wieder aufsitzen und fragte mich, wo ich hin wollte. Da sprach ich: »Nach Salzburg.« Als es nun Abend war, fuhr er von derselben Straße ab und sprach: »Steig ab, da geht die Straße nach Salzburg.« Wie

waren denselben Tag acht Meilen gefahren (gemeint sind deutsche Meilen von jeweils 7,5 km Länge).

So kam ich in ein Dorf. Als ich des Morgens aufstand, war ein Reif, als wenn es geschneit hatte, und ich hatte keine Schuhe, nur zerrissene Strümpflein, kein Barett, ein Jäcklein ohne Falten. Zog also auf Passau zu, wollte mich da auf die Donau setzen und auf Wien zu. Als ich nach Passau kam, wollte man mich nit einlassen. Da gedachte ich auf das Schweizerland zu ziehen, fragte den Torwächter, wo ich am nächsten auf das Schweizerland ziehen könnte. Da sprach er: »Über München.« Ich sagte: »Gen München will ich nit, will eher zehn Meilen Wegs oder noch weiter umziehen.« Da wies er mich auf Freising zu. Dort ist auch eine hohe Schule, da fand ich Schweizer, die fragten mich, von wannen ich komme. Ehe zwei oder drei Tage hin waren, kam Paulus mit einer Hellebarde. Die Schützen sagten zu mir: »Der Bacchant von München ist hier und suchet dich.« Da lief ich zum Tor hinaus, als wenn er hinter mir hergewesen wäre, und zog auf Ulm zu und ging daselbst zu meiner Sattlerin, die mir einst die Füße im Pelz gewärmt hatte. Die nahm mich an, ich sollte ihr die Rüben hüten auf dem Felde; das tat ich und ging in keine Schule. Nach etlichen Wochen kam einer zu mir, der des Pauli Geselle gewesen war, der sprach: »Dein Vetter Paulus ist hier und suchet dich.« Da war er mir achtzehn Meilen nachgezogen, denn er hatte eine gute Pfründe an mir verloren, ich hatte ihn etliche Jahre ernährt. Da ich das wieder hörte, lief ich zum Tore hinaus auf Konstanz zu und weinte wieder inniglich, denn es schmerzte mich sehr, daß ich die liebe Frau verlor.

So gelangte ich über den See nach Konstanz, und als ich über die Brücke hinausging und einige Schweizer Bäuerlein in weißen Jupen sah, ach mein Gott, wie war ich so froh, ich meinte, ich wäre im Himmelreich.«

Weder Deutschunterricht noch überhaupt ein anderer Unterricht wurde durch die Schule vermittelt. Die Religion trat nur durch Einpauken des Heiligenkalenders als Sprachstoff oder durch das Paternoster und Ave Maria in Erscheinung. Kein Wort über Geschichte, kein Wort über Staat oder »Bürgerkunde«. Was erfahren die Kinder über das Heilige Römische Reich, in dem sie leben? Es gab nicht einmal ein zuverlässiges Geschichtswerk darüber, geschweige denn ein Schulbuch, und es wäre auch schwer gewesen, diese monströse Vielfalt von dynastischen, geistlichen, weltlich-geistlichen oder exterritorialen Gebilden in einen Band zu sperren. Kein Wort über Geographie oder Naturkunde. Die Erde war flach, eine Scheibe, und ihr Zentrum war Rom oder Jerusalem. Von den großen Entdeckungsreisen war allenfalls bis in einige Gelehrtenstuben eine Nachricht gedrungen.

So gut wie nichts hören wir von Arithmetik und Geometrie. Zwar seien die Zahlen auch für Könige wichtig, doch sollte man sie damit nicht allzusehr plagen, meinten die damaligen Schulmeister. Jedoch gerade für Maximilian wären die Zahlen besonders wichtig gewesen, wie sich später zeigen sollte. Er bewies jedoch große sprachliche Begabung. Ohrenzeugen berichten, daß er sich später mit den aus aller Herren Länder stammenden Hauptleuten in sieben Sprachen unterhalten konnte. Von allen deutschen Fürsten besaß er die umfassendsten Sprachkenntnisse. Im Lateinischen jedoch brachte er es niemals über ein »barbarisches Küchenlatein«

hinaus. Als er während des Schweizerkriegs auf einer Fahrt über den Bodensee seine Selbstbiographie auf lateinisch diktieren wollte, spottete er selbst über sein schlechtes »Reiterlatein«.

Philipp Melanchthon hat uns über diese Begebenheit einen Bericht hinterlassen: »Pirckheimer zu Nürnberg hat mir gesagt, daß Maximilianus selbst habe seine res gestas – seine Taten – etlicher Jahr gefasset. Er erzählte mir, er sei einst mit ihm von Lindau gen Konstanz gefahren. Da nun der Kaiser ein wenig Ruhe hatte im Schiff, habe er einen Schreiber gefordert und ihm lateinisch diktiert res gestas eines Jahres mit mancherlei Anschlägen und Umständen. Als aber Pirckheimer meinet, der Kaiser hätte etwas heimliches zu schreiben, wollt er weichen, da hat ihn der Kaiser heißen bleiben und zuhören. Abends hat ers ihn lassen lesen und hätte Pirckheimer gefraget, wie ihm das Reiterlatein gefiel, und gesagt, er wollts gern fassen, daß gelahrte Leut, so etwa diese Händel beschreiben wollten, durch diese seine Verzeichnus Grund davon haben möchten. Es sagte auch Pirckheimer, es wäre ja so rein gemacht gewesen, als keines deutschen Historici Scripta bis anher gewesen sind.«

Reste dieser kaiserlichen Aufzeichnungen sind erhalten und im Druck veröffentlicht worden. Der Text beweist, daß das Latein des Kaisers von diesem selbst viel richtiger eingeschätzt worden ist als von dem hier den Höfling spielenden Pirckheimer. Seufzend berichtet auch der Herzog von Mailand, Lodovico Moro, daß er einen lateinisch geschriebenen Brief Maximilians erst nach dreimaligem Lesen verstehen konnte.

Bereits der Knabe zeigte reges Interesse für die Vergangenheit seines Geschlechts. Die alten Chroniken mit der Geschichte seiner Vorfahren, die auf Lesepulten in den Bibliotheken von Wien, Wiener Neustadt und Graz ausgestellt waren, übten eine unwiederstehliche Anziehung auf ihn aus. Früh scheint in Maximilian auch eine besondere Liebe zur Musik geweckt worden zu sein. Obwohl diese von vielen Leuten unter den Lernfächern gering geachtet und als entbehrlich angesehen werde, habe man sie, wenn man sie näher kennenlerne, lieber als jede andere Kunst, äußerte der Kaiser später.

Aber viel wichtiger als die geistige Bildung erschienen jenem Zeitalter die körperlichen Übungen, fürchtete man doch, daß vieles Lernen der Kraft und Gesundheit schaden könnte. Daher spielte der Prinz von frühester Jugend an mit Pferden, Hunden, Falken; mit Stechzeug, Rennzeug und Jagdzeug, hetzte auch wohl das Hofgeflügel und versuchte sich an Pulver und Geschütz. Da gab es mitunter gefährliche Kinderabenteuer. Einmal sammelte der Prinz soviel Schwarzpulver, wie genügt hätte, sich selbst in die Luft zu sprengen. Zum Glück erwischte man ihn, bevor er eine Bombarde abfeuern konnte. Bereits mit sechs Jahren stolzierte er in einem Prunkharnisch samt Waffen einher, wie eine Wiener Plattnerrechnung belegt.

ZWEITER TEIL

JUGEND

Erzherzog von Österreich

Grünpeck schreibt: »Als Max in die Jünglingsjahre kam, und ihn die Lust nach neuen Beschäftigungen anwandelte, wurde er im Erlernen der Wissenschaften etwas nachlässiger, dagegen umso eifriger in anderen Fähigkeiten, vornehmlich in der Übung des Waffenhandwerks und des Reitens. Sooft er etwas freie Zeit erübrigen konnte, verwandte er sie auf die Handhabung der Waffen und Tummelei der Rosse.« Wie weit er sich dabei von seinem Temperament über alle Grenzen hinaustragen lassen konnte, zeigt noch ein Vorfall des Jahres 1486: Friedrich III. hatte den Fürsten verboten, mit dem neugewählten König, dem damals siebenundzwanzigjährigen Maximilian zu »rennen«. Dieser versuchte dem Kaiser die Unterschrift für eine Turniererlaubnis abzuringen, doch vergeblich. Da ahmte er ohne Bedenken die Handschrift des Vaters nach und veranlaßte den Pfalzgrafen mit der gefälschten Unterschrift zum Wettkampf.

Seine geistige Bildung galt nun wohl als völlig abgeschlossen. Sein ganzer Eifer gehörte fortan dem Waffenhandwerk und der Jagd; gewandt schoß er mit dem Handbogen zu Fuß und zu Roß, verstand es meisterhaft, mit Schwertern, Stangen, kurzen und langen Degen, Drischeln, mit dem Säbel, der Schlaghacke und dem Wurfspieß, mit und ohne Rüstung zu fechten. Vor allem aber fesselte ihn die Jagd mit ihren Abenteuern, die er in den steirisch-österreichischen Grenzgebirgen mit Leidenschaft betrieb. Er übte sich nicht nur in

allen Arten des Zweikampfes zu Fuß und zu Pferd: er entwickelte selbst neue Arten. Dabei trat mit zunehmenden Jahren ein Hang zu Tollkühnheit und Maßlosigkeit immer mehr hervor. Es machte ihm Freude, die »Gefahrenteufel« seines Lebens, »Unfallo«, »Neidelhart« und »Fürwittig«, wie er sie im Theuerdank nennt, durch Kühnheit und List zu überwinden.

Schon dem Vater war der Vorrang der kaiserlichen Gewalt über Papst und Kirche selbstverständlich, mehr noch dem Sohn. Väterliches Erbe ist vor allem der unbeirrbare Glaube an die Größe des Hauses Habsburg. Die Wappenwand im Schloß zu Wiener Neustadt, die Wappen der 95 heidnischen, jüdischen und christlichen Herrschaften, die das Land Österreich seit Erschaffung der Welt regiert haben sollen, das A E I O U an allem väterlichen Eigentum als Zeichen habsburgischen Besitzes hatte wohl schon damals seinen Nebensinn als Symbol der Berufung zur Weltherrschaft.

Maximilian erschien als seine höchste Berufung von Kindheit an der Kreuzzug. Von Vaters und Großvaters Pilgerfahrt zum Heiligen Grab hatte er wohl viel erzählen hören. Der Vater hatte erst vor kurzem den St. Georgsorden in Wiener Neustadt angesiedelt. Nun sah man täglich das rote Kreuz am weißen Mantel; stete Aufforderung zur »großen Kirchfahrt«, zum Kreuzzug gegen die Türken, als Krönung eines kaiserlichen Lebens.

1469 stießen die Türken das erste Mal gegen Krain und damit gegen die engeren Erblande vor; 1473 und 1475 erreichten sie bereits Kärnten und die Steiermark. Der Türkenzug wurde damit für Österreich zur Existenzfrage und blieb es für Jahrhunderte.

Am 3. September 1467 starb Maximilians Mutter. Sie war bei ihrem Hinscheiden knapp dreißig Jahre alt. Am 11. September wurde sie in einem Leichengewand aus roter Seide an der Seite ihrer drei verstorbenen Kinder, wie sie es selbst gewünscht hatte, nächst dem Hochaltar des Neuklosters in Wiener Neustadt beigesetzt. Friedrich errichtete der Gemahlin ein prunkvolles Grabmal, wo das lebensgroße Relief der Kaiserin mit Krone, Szepter und Reichsapfel eine Ahnung von ihrer besonderen Schönheit vermittelt. »Kein frummer weib so werde — ich nie erkannt auff erde.« So besang Michael Beheim die Dahingeschiedene.

Nach dem Tod der Mutter kommt mit dem ständigen Wechsel des Aufenthalts jene Unruhe in das Leben des Prinzen, die zeitlebens kennzeichnend für ihn ist. 1468 bricht der Kaiser zum zweiten Romzug auf, um die Errichtung der Stadtbistümer Wien und Wiener Neustadt und des St. Georgsordens sowie die Heiligsprechung des Markgrafen Leopold in Rom zu erwirken. Der Prinz weilte unterdessen teils in Graz, teils in Finkenstein in Kärnten, wo er wohl mit der Familie Dietrichstein Freundschaft fürs Leben schloß.

Der Ritter Wilibald von Schauenburg war Teilnehmer der zweiten Romfahrt Friedrichs und beschreibt in seinen Erinnerungen seine römischen Erlebnisse. Besonders die Eifersüchteleien zwischen Kaiser und Papst, die sich in der Basilika St. Peter während der Feier der Christmesse zutrugen, werfen ein helles Licht auf die Charaktere der Kontrahenten.

»In der heiligen Christmeß zur Mette hielt unser Heiliger Vater Papst Paulus der andere die Christmesse, und war daselbst zugegen eine gar ehrenwerte treffliche Botschaft des Königs von Frankreich. Einer aus dieser sang anstatt des

Königs von Frankreich zu dem Amte die Epistel. Da es aber zu dem heiligen Evangelium kam, tat der Kaiser einen Diakonenrock an. Ihm gab auch der Papst einen kostbaren Hut, wie sich dazu gebührt, und man sagte, daß er über 8000 Dukaten wert sein sollte. Und als der Kaiser das Evangelium zu singen anfangen wollte, nahm ihm einer seiner höchsten Diener, der dazu bestellt war, den Hut vom Haupte und ließ ihm sein bloßes Schwert, das man gewöhnlich vor ihm trug, in die Hand legen. Das hielt der Kaiser ernstlich in die Höhe, und während dem Singen des heiligen Evangeliums bewegte er das Schwert kräftiglich. Danach gingen Kaiser und Papst zusammen ein zu dem Hochamt in St. Peters Münster, dort sang unser heiliger Vater wiederum das Amt, und ward alles in voriger Weise gehalten, wie es sich gebührt. Dazu ward dem Kaiser ein Stuhl bereitet, darauf zu sitzen, der etwas niedriger als des Papstes Stuhl. Dennoch fingen die Kardinäle an zu murmeln, als ob der Kaiser zu hoch sitzen würde, wobei der Pfaffen übergroße Hoffart zu merken war. Aber die Fürsten und Räte, welche die kaiserliche Gerechtigkeit kannten, sagten, er säße zu niedrig. Darum ward der güldene Brief gebracht und hielt der Papst mit der Messe still, bis dieser in der Kirche öffentlich verlesen war, und es ward befunden, daß sie der Kaiserlichen Majestät Sitz erhöhen ließen. Und Wilibald von Schauenburg wurde als ein Junge mit dem Knaben des Grafen Haug von Werdenberg gerufen, zu dieser Erhöhung Ziegelsteine zu tragen. Danach ward solches Amt mit großer Feierlichkeit zu Ende gebracht.

Etliche Tage darauf zogen die Päpstliche Heiligkeit und Kaiserliche Majestät miteinander zu Roß unter einem schönen Stück Goldzeug, wovon ein Himmeldach gemacht war,

von St. Peters Münster auf die Tiberbrücke; zwölf weiße Zelter, mit kostbaren Decken behangen, wurden vor dem Papst geführt. Dazu trug ihm ein Kardinal gar ein köstliches güldenes Kreuz vor, und vor dem Kaiser wurde das bloße Schwert durch einen Marschalk von Pappenheim getragen.«

Gregorovius bemerkt zu der Szene, daß man damals zum letzten Mal die beiden Häupter der Christenheit nebeneinander durch die Straßen Roms ziehen sah.

Schauenburg fährt fort: »Auf derselben Brücke forderte der Kaiser alle seine Fürsten, Grafen, Herren und die Trefflichsten vom Ritterstande, und so schlug er in Gegenwart der Päpstlichen Heiligkeit Ritter, daß über 125 die allerseltenste Ritterschaft erhielten. Danach schlug die Kaiserliche Majestät auch viele ihrer Knaben zu Rittern und wurde dieser Junge von Schauenburg, weil sein Vater der Kaiserlichen Majestät Rat war, auf einem Sack mit Hafer auch zum Ritter geschlagen. Hierauf wurden alle Hauptbüchsen, Kartaunen und andere große Geschütze auf der Engelsburg abgeschossen und viele höfische Knappen gemacht.«

Von dieser Reise brachte Friedrich eine Bulle Pauls II. mit, in welcher der Papst mit Wirkung zum 18. Jänner 1469 das Bistum Wiener Neustadt kanonisch errichtete. Die Bulle ist noch erhalten und befindet sich heute im Diözesanarchiv von St. Pölten.

Die äußere und innere Lage der Erblande während jener Jahre war mehr als labil, weswegen der Kaiser in Traktaten und Karikaturen getadelt und bewitzelt wurde. Das war für den ehrgeizigen Prinzen Anlaß zu ständiger Unzufriedenheit mit dem Vater und zur Sorge, daß ihm das Reich verlorengehen könnte. Auch der Papst, an den sich der Kaiser engstens

anschloß, vermochte ihm bei der Bewältigung der Schwierigkeiten mit Böhmen, Ungarn und dem Reich nicht zu helfen. Er gewährte ihm wohl kirchliche Zugeständnisse, aber weiter nichts. Sogar in seiner steirischen Hauptstadt Graz durften Mönche es wagen, des Kaisers »Verschlafenheit« von der Kanzel herab zu tadeln. Kein Wunder, wenn der alte Mann durchgriff, wo er es sich leisten konnte.

Die großen Reichstage der Jahre 1471 und 1473 und der Trierer Fürstentag führten den Prinzen an der Seite des Kaisers in die große Welt. Zum ersten Mal erlebte Maximilian die Reichsstädte im Glanz ihrer großen Feste, Empfänge, Bewirtungen und Geschenke. Er erlebte den Prunk kaiserlicher Majestät bei den großen Reichsversammlungen und fürstlichen Belehnungen, wo er in vollem Ornat an der Seite des Vaters unter dem Thronhimmel sitzen durfte. Er rannte seine ersten großen Turniere, gewann seine ersten Preise. Er liebte es, sich darzustellen, und soll angeblich vor den Augen einer atemlos staunenden Menge über die Krabben, Fialen und Simse das Ulmer Münster erstiegen haben.

Die burgundische Heirat

Am Anfang des Jahres 1477 eröffnete sich für Maximilian die Möglichkeit selbständigen politischen Wirkens durch die Heirat mit Maria, der Erbtochter Karls des Kühnen, des gerade bei Nancy gefallenen Herzogs von Burgund. Große Aufgaben in einer ihm neuen, fremdartigen Welt lagen damit vor dem erst Achtzehnjährigen. Wie er sich mit ihnen auseinandersetzte, können wir erst dann verstehen, wenn wir die Lage im Reich und auch in Burgund sowie in der damaligen europäischen Staatenwelt kennengelernt haben.

Wie das Flickengewand eines Narrenkleides mutet die Landkarte des Heiligen Römischen Reiches an, wenn man sie in bunten Farben aufzuzeichnen versucht, wobei die Familienteilungen innerhalb der kleinen Fetzen, die Querverbindungen durch feudale Lehensrechte oder die Überlagerungen durch geistliche Autoritäten gar nicht darstellbar sind. Wie in einem Vorspiel zu der apokalyptischen Zeit, die folgte und über die schon dunkle Weissagungen umgingen, war das Ende des 15. Jahrhunderts die Blütezeit der Narrenfestspiele, der Narrenaufzüge, der narrenhaftesten Trachten und einer Narrenliteratur, die mit Sebastian Brants »Narrenschiff« sogar zum ersten Mal einem deutschen Poeten europäische Geltung verschaffte und im Volksbuch vom Till Eulenspiegel eine ewige Gestalt schuf.

An jedem der kleinen oder winzigen Höfe saß zu Füßen des Herrn der Hofnarr, oft klüger als sein Gebieter, oft ein trübseliger Halbidiot wie sein Fürst. Zuweilen stieg der »kurzweilige Rat« zu höchsten Würden auf wie der Hofnarr Maximilians, Kunz von der Rosen, der zum geheimen Reichskanzler hinter dem Thron avancierte und sich mit seiner Narrenpritsche ein Vermögen zusammenstrich. Die Scherze waren roh und unbarmherzig, aber sie wurden belacht. Mit Behagen erzählte man sich von einem Hauptspektakel Kunzens bei einem der Reichstage: Da hatte er die Blinden der Stadt zusammengeholt, jedem einen Knüppel in die Hand gedrückt und ein fettes Schwein an einen Pfahl auf dem Marktplatz gebunden, das dem gehören sollte, der es erschlug. Unendliches Gelächter der hohen Herren und des Volks erscholl, als sich die Blinden in wilder Gier gegenseitig verprügelten und blutig schlugen. Wir sehen in dieser makabren Szene eine Allegorie jener Epoche, die keiner lehrhaften Ausdeutung bedarf.

Als Maximilian heranwuchs und seine Anschauungen formte, war die Staatslehre Machiavellis noch nicht geschrieben. Noch hatte niemand gewagt zu behaupten, das Wesen des Staates sei Macht, die Aufgabe des Fürsten deren Erhaltung und Vermehrung ohne Rücksicht auf Moral und Ethos. Noch galt in der Theorie der mittelalterliche Fürstenspiegel unumschränkt, der das Amt des Herrschers ganz von der christlichen Ethik her sah, ihn streng an die Gebote der Sittlichkeit band und ihm – sofern er danach handelte – zeitlichen und ewigen Lohn in Aussicht stellte. Erst in Maximilians späteren Zeiten gipfelten die Methoden der bedenken- und gewissenlosen Machtgewinnung und Machtausübung in

einem Cesare Borgia, einem Alexander VI. In geringerem Grade hatte sie Maximilian jedoch bereits in früher Jugend vor Augen, etwa in den Geschlechtern der Visconti und Sforza in Mailand, der Malatesta in Rimini.

Aber auch außerhalb Italiens bahnte sich ein ähnlicher Wandel an. Er ging Hand in Hand mit dem Zurückdrängen feudaler Gewalten und uralter adliger Fehderechte durch die Fürsten. Gelang das, so war eine Steigerung der Macht nach außen hin die Folge – umso mehr, als die Ritterheere im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts ihren militärischen Wert immer mehr einbüßten. Der Fußsoldat, jahrhundertelang militärisch fast bedeutungslos, gewann wieder an Gewicht. Da er in den meisten Fällen durch Sold angeworben werden mußte, wurde wirtschaftliche Kraft entscheidende Voraussetzung militärischer Macht. *Pecunia nervus belli,* Geld ist der Nerv des Krieges, lautet ein bekannter Satz der Zeit. An zwei konkreten Beispielen soll diese Entwicklung erläutert werden, da Maximilian sich mit beiden entscheidend auseinanderzusetzen hatte: an Matthias Corvinus von Ungarn und Karl dem Kühnen von Burgund.

Matthias stammte aus einem Bojarengeschlecht. Erst sein Vater, Johann Hunyadi, stieg im Kampf gegen die Türken zu einer führenden Stellung auf. Noch kurz vor seinem Tode rettete er 1456 Belgrad, den Schlüssel zu Ungarn vor den Türken. Als 1458 König Ladislaus starb, wandte sich die Mehrheit der Ungarn von der fremden habsburgisch-polnischen Dynastie ab und wählte in Matthias, dem Sohn des Türkenbezwingers einen nationalen König. Der ständige Druck der Türken half ihm, die Stände des ungarischen Reichstags für seine Politik zu gewinnen. Er führte eine all-

gemeine Steuer und einen allgemeinen Zoll ein, was ihm die Mittel zur Anwerbung einer Söldnerarmee in die Hand gab, die auf ihn allein vereidigt war. Mit ihr begann er Böhmen zu bedrängen und ließ sich zum König von Böhmen wählen, nachdem er Mähren, Schlesien und die Lausitz in seine Gewalt gebracht hatte. Friedrich III. wurde dadurch in die Defensive gedrängt, denn hätte Matthias auch Böhmen fest in die Hand bekommen, so wären Wien und Niederösterreich fest umklammert gewesen.

Ganz anderer Art war die Machtstellung des Herzogs von Burgund. Während die Krone des Matthias eine fast halbtausendjährige Tradition hatte, war Burgund verhältnismäßig sehr jung. Es war seit 1363 beiderseits der deutsch-französischen Reichsgrenze entstanden. Zu den »Oberen Landen« gehörten Herzogtum und Freigrafschaft Burgund, zu den »Niederen Landen« Flandern, Artois, Picardie, Hennegau, Brabant, Namur, Holland, Seeland und Luxemburg. Davon waren das Herzogtum Burgund westlich der Saone mit der Hauptstadt Dijon, das Artois, die Picardie und der größte Teil Flanderns französisches Lehen. Alles übrige gehörte zum Reich, dessen Rechte freilich so gut wie vergessen und dessen Einfluß gleich Null war. Obwohl Flandern, Brabant und die nördlicher gelegenen Länder zum deutschen Sprachgebiet gehörten, war die geistige und kulturelle Welt Burgunds französisch. Philipp der Gute hatte begonnen, durch einheitliche Rechtspflege und zentrale Verwaltungsbehörden aus dem losen Bündel einzelner Territorien einen modernen Staat zu machen, dessen wirtschaftliche und politische Kraft den Rahmen der mittelalterlich-feudalen Welt sprengte.

Über das von seinem Vater Erreichte strebte sein Sohn und Nachfolger Karl der Kühne weit hinaus. Sein deutscher Beiname umschreibt sein Wesen schlechter als der französische »Le Temeraire«, der Verwegene, Unbesonnene. Tatsächlich griff er im Innern und nach außen mit größter Verwegenheit und Gewalttätigkeit um sich. 1474 erwarb er Geldern als Pfand vom alten Herzog, ohne das Erbrecht von dessen Sohn zu berücksichtigen. 1474/5 belagerte er Neuß fast ein Jahr lang. Diese Feste beherrschte Köln von Nordwesten her und war der Schlüssel zum Kurfürstentum. Er mußte jedoch unverrichteter Dinge wieder abziehen. Ein Jahr später eroberte er das Herzogtum Lothringen, das als Bindeglied zwischen den Oberen und Unteren Landen für die Abrundung seines Staatsgebietes von großer Bedeutung war.

Durch diese Aktivitäten geriet er in Konflikt mit Frankreich. Der Herzog von Burgund war einst Lehensträger der französischen Krone gewesen und hatte 1435 alle Lehensverpflichtungen abgeschüttelt. Karl wollte sich damit nicht begnügen: er wollte Frankreich einkreisen und territorial zerstückeln. Der Erwerb der Picardie machte es ihm möglich, auf das nahegelegene Paris ständigen Druck auszuüben. Als er 1466 in zweiter Ehe Margarete von York heiratete, gewann er die Engländer als Verbündete. 1469 folgte die Allianz mit Ferdinand von Aragon, 1473 die mit Isabella von Kastilien, wodurch Frankreich nun auch von Süden her bedrängt wurde.

Die Ausdehnung Burgunds brachte Karl den Kühnen mit dem Deutschen Reich in Konflikt. Friedrich III. war jedoch am Westen des Reiches wenig interessiert und daher blieb es ruhig. Außerdem hatte er sich in den Kopf gesetzt, Karl

zu beerben, denn der Herzog von Burgund hatte keinen Sohn. Gelang es, dessen Tochter Maria mit Maximilian zu verheiraten, so war jeder burgundische Gewinn auf Reichsboden auch ein Gewinn Habsburgs.

Karl seinerseits war einem Bündnis mit dem Kaiser nicht abgeneigt. Denn dieser besaß die Macht, ihm seinen Traum zu erfüllen: die Königskrone. Er hatte sich folgenden Plan zurechtgelegt: Friedrich sollte ihn zum Römischen König erheben. Dann würde er nach dessen Tod Kaiser werden und seinerseits den mit Maria vermählten Maximilian zum Römischen König, d. h. zu seinem Nachfolger machen. Darüber wurde bei einer Zusammenkunft in Trier verhandelt, die jedoch wegen Friedrichs Mißtrauen ergebnislos verlief. Karl versuchte nun, den Kaiser durch die Eroberung von Neuß gefügig zu machen. Damit war er jedoch zu weit gegangen, denn in Deutschland einigten sich Kaiser, Fürsten und Städte und schickten ein Reichsheer zum Entsatz. Der Herzog von Burgund wandte sich jetzt gegen Lothringen, was der Kaiser nicht verhinderte, da er noch immer hoffte, ihn zu beerben.

Gescheitert ist Karl schließlich nicht an Kaiser und Reich, sondern an einer Macht, die der stolze Herr von Grund auf verachtete: den Schweizer Bürgern und Bauern. Von Niederlage zu Niederlage ziehend verlor er schließlich am 5. Januar 1477 vor Nancy Schlacht und Leben.

Als Maximilian mit kleinem Gefolge, ohne Geld und Ausstattung gen Westen ritt, um Maria von Burgund zu freien, war er mit seinen achtzehn Jahren ein phantasiereicher »irrender Ritter« voll unbändiger Körperkraft, Gewandtheit, Ausdauer, Kampf- und Ruhmbegier. Er sah die Welt als Hel-

dengeschichte ritterlicher Könige, die um Ruhm und Ehre stritten, die stets an Großes dachten, die ihre Reisigen zu kühnen Taten führten, die alles wagten, um alles zu gewinnen: die Hand einer hohen Dame und mit ihr Länder und Königreiche.

In späteren Jahren ließ Maximilian ein Buch über seine Brautfahrt herausgegeben, den »Theuerdank«. Theuerdank — das ist einer, der an Abenteuer denkt. In romantischen Versen wird erzählt, wie Theuerdank auszieht, um die Königin von Feuereisen (Maria von Burgund) zu freien.

Am Morgen des 31. Mai 1477 setzte sich der Brautzug von Wien aus in Bewegung. Für Maximilians Fahrt mußte Friedrich einige Städte und Burgen in Österreich verpfänden. Dennoch mußte Maria ihrem zukünftigen Gemahl Geld nach Köln entgegenschicken, damit dieser mit dem in Burgund üblichen Pomp auftreten konnte. Auch ein Gefolge von Fürsten und Städten bot Friedrich für seinen Sohn auf. Am 13. August 1477 gelangte der junge Erzherzog nach Gent, wo am folgenden Tag die Trauung vollzogen wurde. Maria hätte den Habsburger schwerlich heiraten dürfen, wenn ihr Vater nicht ein so tragisches Ende genommen hätte.

Der König von Frankreich, Ludwig XI., hatte sofort nach Karls Tod soviel von Burgund wie irgend möglich an sich gerissen. Selbst in den Niederlanden hatte Maria gegen die Intrigen Ludwigs und den Widerwillen der Städte gegen die feudale burgundische Herrschaft einen schweren Stand. Sie mußte sich den Ständen so sehr verschreiben, daß sie nun deren Werkzeug war. Ja, sie war eigentlich eine Gefangene der Genter und konnte selbst die Hinrichtung ihrer Räte nicht verhindern, obwohl sie weinend und flehend auf den

Markt stürzte, um das Volk zu erweichen. Dieses allerdings ließ sich rühren, die Aristokraten jedoch kümmerten sich nicht darum und ließen die Räte enthaupten. Anderen Sinnes wurden die niederländischen und flandrischen Städte, als der französische König, der in den burgundischen Landen bereits festen Fuß gefaßt hatte, dazu überging, auch ihnen gefährlich zu werden. Sie holten zunächst Adolf von Geldern aus dem Gefängnis und vertrauten ihm ihre Verteidigung an. In der Schlacht bei Tournay fiel er, und die Franzosen schlugen das flandrische Heer. Diese Not des Landes benutzten Maria und ihre Anhänger, um ihre Vermählung mit Maximilian durchzusetzen.



Maria von Burgund

Es konnte diesen bei den reichen Bürgern nicht empfehlen, daß sie ihm hunderttausend Gulden entgegenschicken mußten, damit er sich bei ihnen sehen lassen konnte. Maria je-

doch war entzückt, als der achtzehnjährige Prinz ankam. Nach einem zeitgenössischen Bericht hielten sich beide gegen alle Etikette eine Weile stumm bei den Händen, bis Maria schließlich die Worte fand: »Willkommen sei das edelste deutsche Blut, das ich so sehr verlanget!« Vier Wochen später verschrieb sie ihrem Gemahl alle ihre Lande auf den Todesfall.

Für Maximilian muß der Übergang aus der engen, altmodischen Welt der Erblande in die weite, reiche, heitere der Niederlande ein überwältigendes Erlebnis gewesen sein. Einiges davon spürt man noch heute in der Beschreibung der neuen Umgebung, die er seinem Vertrauten am Kaiserhof, Sigmund Prüschenk, brieflich gab:

»M(aximilian), h(erzog) z(u) O(sterreich), Burgund, Brabant u.

Lieber herr Sigmund. Ich fueg euch zue wißen, das (es) mir von gottes gnaden wolgehet. Und die groß begihr, die ich hab, die ist, daß ich unsern lieben herrn unndt vatter bey mir heroben hiet. Mit seiner persohn hoff ich mich aller meiner feindt zu erwehren. Ich hab ein schöns, froms, tugendhafftigs weib, daz ich mich benuegen laß und danckh gott. Sie ist so lang als die Leyenbergerin (Rosina Leyenberger, Maximilians Wiener Geliebte), von leib klein, viel kleiner den die Rosina, unndt schneeweis; ein prauns haar, ein kleins naßl, ein kleins heuptel und antlitz, praun und grabe (graue) augen gemischt, schön und lauter. Dann daz unterheutel an augen ist etwas herdann (herab) gesenkt, gleich als sie geschlaffen hiet, doch es ist nit wohl zu merckhen. Der mund ist twas hoch, doch rein und rot. Sonst viel schöner jungfrouen, alls ich all mein

tag bei einer gesehen hab, unndt frölich, daz frauenzimmer nichts bey den tag verspert die nacht über.

Es ist das ganz haus voll jungfrouen undt frouen, bey 40. Sie muegen auch den gantzen tag uberaal im haus umblauffen. Die alt frau, unser mutter, ist ein feine, schöne frau (...) Hetten wie hie fried, wir säßen im rosengarten. Mein hoffleut kommen nun wol von den paad (Bädern) zue Bruckh (Brügge) in Flandern, sagen deßgleichen: haben wir all khussen gelernt.

Mein gemahl ist ein gantze waidtmähnin mit valckhen und hundten. Sie hat ein weiß windtspil, daz laufft vast bald (sehr schnell), daz liegt zue meisten theil alle nacht bey uns. Hie legt sich jedermann umb 12 nieder schlaffen, zue morgen wieder auff umb 8. Ich bin aber der armist mensch, daß ich nicht essen, schlaffn, spatziren, stechen (turnieren) mag von ubrigen geschefften (lauter Geschäften).

Datum Bruckh in Flandern an unser lieben frauen tag conceptionis 77 (8. Dezember 1477). Per manum propriam (durch eigene Hand).«

Dem jungen Mann kann es verziehen werden, daß er, anstatt den mordbrennerischen Heeren Ludwigs entgegenzuziehen, seine Flitterwochen in Saus und Braus, mit glänzenden Festen verlebte; eine starke politische Natur jedoch würde durch die Hochzeitsfackeln der Franzosen — die in Brand gesetzten flandrischen Städte — aus dem Festtrubel aufgestört worden sein.



Erzherzog Maximilian und Maria von Burgund

Im Juli 1478, elf Monate nach der Hochzeit, schloß Maximilian einen Waffenstillstand mit Ludwig, der es für ratsam hielt, sich mit dem Erreichten zu begnügen und einiges sogar herauszugeben, als er befürchten mußte, daß deutsche Fürsten und vielleicht sogar selbst eidgenössische Söldner Maximilian beistehen würden. Doch schon im Mai 1479 fingen die Händel von neuem an. Die Franzosen besetzten burgundisches Gebiet, während Maximilian sie in den Niederlanden schlagen konnte. Die Feindseligkeiten hörten nicht auf, wenn auch keine großen kriegerischen Ereignisse zu verzeichnen sind. Maximilian betrachtete die Fehde gegen Ludwig als

eine Art Ehrensache und sprach gelegentlich davon, daß er mit dem König wegen einiger Betrügereien abzurechnen habe, die in seinem Notizbuch verzeichnet stünden. Der Krieg hätte ihm bestimmt Zeit gelassen, mit kluger Politik dafür zu sorgen, daß er selbst und seine Familie im Lande festen Fuß faßten. Dagegen geht aus den Briefen an Sigmund Prüschenk hervor, wie trefflich sich Maximilian in dem reichen Land vergnügte. Er schreibt dem Herrn Sigmund: »Ich hab viel seltsamer Ritterspiel erdacht; ich laß mir Harnisch viel machen; es ist in langer Zeit kein hübscherer französischer Harnisch gemacht worden, als ich jetzt hab.« In einem anderen Brief schreibt er ihm ausführlich, wie er sich die Fastnacht vertrieben hat, viele Einzelheiten von der Jagd, den Festen und dem Dank schöner Frauen. Von diesen ist auch in einem anderen Brief die Rede, in dem er Prüschenk anzeigt, wie sich nach diesem die Frauen des Hofes sehnen, weil er ihnen von ihm ein glänzendes Bild entworfen hat.

Um die Zeit, als der junge Mann sein Leben so genoß, festigte Ludwig, schon ein wandelndes Skelett, seine souveräne Macht durch die Einschränkung der militärischen Privilegien des französischen Landadels. Zugleich wußte er schon jetzt dem Erzherzog Schwierigkeiten in Geldern zu bereiten, obwohl Karl von Geldern, der Sohn des gefallenen Adolf, noch in der Gewalt Maximilians war. So war dessen Lage unsicher und bedrängt genug; sie wurde es vollends, als Maria im März 1482 nach fünfjähriger Ehe einer Verletzung erlag, die sie sich durch einen Sturz mit dem Pferd bei der Reiherbeize zugezogen hatte. Sie wurde in Brügge bestattet, wo ihr Grabmal in der Kirche »Zu unserer Lieben Frau« noch heute zu

sehen ist. Maximilian war wochenlang wie betäubt, denn sein guter Geist lag im Grabe.

Maria hinterließ einen vierjährigen Sohn Philipp und eine Tochter Margarethe. Ohne sich um Maximilian im geringsten zu kümmern, verfügten die Städte und Stände über das Land und über Maximilians Kinder. Sie bemächtigten sich Philipps, über den sie die Vormundschaft ausübten, und lieferten Margarethe, die erst zwei Jahre alt war, dem König von Frankreich aus, damit sie später den Dauphin Charles heirate. Dies wurde gegen Ende des Jahres 1483 im Frieden von Arras abgemacht.

Maximilian befand sich in einer üblen Lage. Er mußte einen dreijährigen Krieg gegen die Städte führen, um sich die Vormundschaft über seinen Sohn und diesen selbst zu erkämpfen. Dabei kam ihm der Tod Ludwigs XI. zugute: dieser starb 1483 und hatte für seinen damals vierzehnjährigen verwachsenen Sohn Karl VIII. dessen ältere Schwester, die als Dame von Beaujeu in der Geschichte bekannt ist, zur Vormünderin und Regentin bestellt. Dagegen empörte sich der Herzog von Orleans, der spätere König Ludwig XII. Er stand mit dem alten Herzog der Bretagne, Franz II. und mit Maximilian in Verbindung. Die Regentin hatte durch die inneren Unruhen, die der Herzog von Orleans anzettelte, so viel zu tun, daß sie den flandrischen Städten keine ausreichende Unterstützung gegen Maximilian zuteil werden lassen konnte. So gelang es diesem, die Genter zu demütigen und sich in Brabant durch grausame Hinrichtungen gefürchtet zu machen.

Als Maximilian eben im Begriff war, Brabant zu bändigen, mußte sein Vater vor Matthias von Ungarn aus Wien fliehen.

Während der Abwesenheit Maximilians waren die Zügel der Regierung immer mehr den schlaffen Händen der »Erzschlafmütze« des Heiligen Römischen Reiches entglitten. Die »Placker der Landstraße« lauerten überall hinter den Büschen, sodaß der Kaufmann »nur mit großer Unkost, auch Wagnis und Gefahr seines Gutes« Waren von Ort zu Ort bringen konnte. Das Fehdewesen hatte einen nie gekannten Umfang angenommen. In den Städten schwelte der Haß des gemeinen Mannes gegen die besitzenden Klassen, auf dem Lande rotteten sich die Bauern zusammen, um gegen ihre Fronherren aufzubegehren. Es gab weder Recht noch Frieden noch staatliche Ordnung damals in deutschen Landen.

Der Kaiser ließ sich nicht aus seiner Ruhe aufschrecken, so laut auch die Notschreie aus allen Teilen Deutschlands an sein Ohr drangen. Das Volk machte seiner Verzweiflung in offenen Drohungen Luft. Spottverse gingen von Mund zu Mund, Maueranschläge in Graz und Linz versuchten »das kaiserliche Faultier« aus seinem Schlaf zu wecken. Als die Ungarn die deutschen Grenzen überfluteten, hatte er weder Geld noch Truppen, seine Erblande zu schützen. Zwar hatte das Reich auf den Reichstagen zu Nürnberg und Frankfurt Hilfe versprochen, aber nur wenige Reichsstädte waren bereit, dem Kaiser »Gesellendienste« zu leisten. So konnte schließlich der Ungarkönig bis vor Wien rücken, nach vier Monaten die tapfere Gegenwehr der Bevölkerung überwinden und die Stadt erobern. Vergeblich hatten sich die Wiener an den Kaiser gewandt, der mit seiner Tochter Kunigunde auf der Flucht war.

Trotz aller Demütigungen war Friedrich kein gebrochener Mann, sondern glaubte noch immer fest an die magische

Kraft der fünf Buchstaben, die seine Untertanen jetzt allerdings auf ihre Art auslegten: Allererst ist Österreich verloren. Nach seiner Meinung konnte der Glanz der Kaiserkrone als Sinnbild für die Stellvertreterschaft Gottes auf Erden und die Herrschaft über die Christenheit selbst in der tiefsten Erniedrigung nicht verblassen.

DRITTER TEIL

MAXIMILIAN I.

Römischer König

Der alte, landflüchtige Kaiser war durch sein Mißgeschick immerhin so mürbe geworden, daß er sich herbeiließ, seinen Sohn schon jetzt zum Römischen König wählen zu lassen. Maßgebliche Kreise hatten die Absicht, einen Gegenkaiser aufzustellen. Jedoch die meisten Kurfürsten einigten sich dahingehend, einen Römischen König zu wählen und richteten ihre Blicke auf den jungen, jetzt siebenundzwanzigjährigen Kaisersohn. Er war mit frischem Siegeslorbeer geschmückt, war voller Tatendrang, lebensnah und für alle praktischen Fragen der großen Politik aufgeschlossen. Umgänglich und von liebenswürdigem Wesen, schien er der rechte Mann, Deutschland zu retten. Der Kurfürst Hermann von Köln war der eifrigste Befürworter seiner Wahl.

Die kurfürstlichen Abgesandten wurden in Mecheln empfangen. Maximilian begriff sofort die ganze Tragweite des Angebots. Unerwartete Schwierigkeiten machte der kaiserliche Vater. Erst nach Überwindung schwerer innerer Kämpfe willigte Friedrich ein, sich mit seinem Sohn in Aachen zu treffen. Über acht Jahre lang hatten Vater und Sohn einander nicht gesehen, ihre nunmehrige Begegnung erfolgte unter sehr veränderten Umständen: der Vater war inzwischen stark gealtert, noch grillenhafter, unzugänglicher und quer-

köpfiger geworden. Der Sohn hingegen hatte sich aus einem unerfahrenen, schwärmerischen Jüngling in einen selbstbewußten, diplomatisch geschulten Regenten verwandelt. Es ist nicht eben leicht, mit Friedrich zu bündigen Vereinbarungen zu gelangen – dem Sohn gelingt es. So erläßt Friedrich den Aufruf zu einem Reichstag in Frankfurt, dessen wichtigster Programmpunkt die Königswahl sein soll.



Am 16. Februar 1486 vollzieht sich im Dom zu Frankfurt der feierliche Akt. Vom Chor der Kirche wird durch Trompeten-geschmetter und grelle Pfeifen das Wahlergebnis dem wartenden Volk kundgetan, die Pforten öffnen sich, und in den hellen Wintertag tritt der junge König, strahlend und hoffnungs--froh. Ende März begibt sich Maximilian zur Krönung nach Aachen. Die Stadt ist festlich geschmückt, der Einzug nimmt mehrere Stunden in Anspruch. Schon vorher sind aus Nürnberg die Insignien und Reichskleinodien nach der Krönungsstadt geschafft worden. Der 9. April 1486 ist der eigentliche Tag der Feier. Im Dom setzen die drei geistlichen Kurfürsten dem neuen König die römische Krone aufs Haupt, er sitzt auf dem Thron Karls des Großen, schlägt zweihundert Edelleute zu Rittern und thront neben seinem Vater beim Festmahl im Rathaus auf der obersten Stufe der Estrade.

Welcher Wandel! Vor vier Jahren fast davongejagt, entrechtet, der Kinder beraubt, ohne Macht. Und heute der erste al-

ler deutschen Fürsten! Draußen auf der Straße brät man Ochsen am Spieß, sprudelt Rheinwein aus Brunnen, drängt sich die Menge. Auf dem Markt ist ein Berg Hafer aufgeschüttet, in den nach altem Brauch nach der Tafel der Kurfürst von Sachsen als Erzmarschall hineinreitet, bis sein Pferd nicht weiterkommt. Er füllt ein Silbergefäß mit Hafer, streicht diesen mit einem silbernen Stab glatt und schüttet den Inhalt einem der Nächststehenden in den erhobenen weiten Ärmel. Um den Haferberg raufen sich danach die Leute. Die Juden von Aachen treten in den Saal und überreichen dem König ein Körbchen mit goldenen Eiern.

Noch von Frankfurt aus hatte er den Ständen Niederösterreichs geschrieben, daß er alsbald an der Spitze eines Reichsheeres erscheinen wolle, um Matthias Corvinus aus seinen Erblanden zu vertreiben. Maximilians Berater jedoch waren der Ansicht, daß er zuerst in Flandern sein Erbe gegen die Anmaßungen der Stände verteidigen müsse, um danach mit aller Kraft den Landräuber aus Österreich zu vertreiben. Also ging es wieder nach Burgund.

Diesmal begleitete der Kaiser seinen Sohn, besichtigte dessen Städte und lernte in Löwen seinen Enkel Philipp kennen. Die Besuchsreise des Kaisers wurde durch eine Nachricht aus Innsbruck getrübt, die eine Familienangelegenheit betraf, deren politische Tragweite jetzt noch nicht abzusehen war.

In Innsbruck hatte sich Friedrich einige Zeit bei seinem Vetter Siegmund, dem Herzog von Tirol, aufgehalten und seine Tochter Kunigunde in dessen Obhut zurückgelassen. Dieser hatte aufgrund einer gefälschten Vollmacht die Toch-

ter des Kaisers mit Herzog Albrecht von Wittelsbach verheiratet.

Friedrich geriet außer sich. Ein beträchtlicher Teil habsburgischen Landes war in Gefahr, in fremde Hände zu geraten. Der Kaiser wurde nun sehr geschäftig. Eine Interessengemeinschaft süddeutscher Gebiete wurde geschaffen, die sich »Schwäbischer Bund« nannte und zu der sich anfangs Württemberg, Hohenzollern, Bayerisch-Schwaben, Vorarlberg, Südbaden sowie eine größere Anzahl von Grafschaften, Bistümern und Reichsstädten zusammenschlossen. Später erhielt dieser Schwäbische Bund noch beträchtlichen Zuwachs. Man verhandelte in Eßlingen, Ulm und Reutlingen, und das Ergebnis war ein unter dem Vorsitz des Kaisers stehender Bund, gegründet auf einen zehnjährigen Landfrieden, ausgestattet mit einem Bundesgericht, einem Bundesrat sowie einem Bundesheer von zwölftausend Mann. Auf dem Reichstag zu Nürnberg zeichneten sich die Ziele des Schwäbischen Bundes bereits deutlich ab: sie waren im wesentlichen gegen die Expansionspolitik der Wittelsbacher gerichtet, der Rivalen Habsburgs.

Für Friedrich ergab sich ein unmittelbarer Nutzen; er war nun imstande, gegen Siegmund ernstlich aufzutreten und ihn zur Raison zu bringen. Dabei hatte er die Landstände Tirols auf seiner Seite, die der Verschwendungssucht des Herzogs nicht mehr zusehen wollten. Als Friedrich in Innsbruck erschien, war der Herzog schon so kleinlaut geworden, daß er sogar mit einer Entmündigung einverstanden war. Man bewilligt ihm eine wöchentliche Pension von 200 Gulden und einen zwölfköpfigen Hofstaat. Tirol ist gerettet, und Sieg-

mund beginnt sich mit dem Gedanken zu befreunden, das Land seinem Neffen Maximilian zu hinterlassen.

Inzwischen eröffnete dieser die Feindseligkeiten gegen Frankreich und schickte 1500 Mann in die Bretagne, von wo sie niemals wiedergekommen sind. Der Krieg gegen die Ungarn wurde Albrecht von Sachsen anvertraut, der jedoch kaum 6000 Mann zusammenbringen konnte. Vergeblich schreibt Friedrich seinem Sohn die dringendsten Briefe, aus denen hervorgeht, daß dem alten Kaiser wohl jede Tatkraft, aber nicht die Einsicht in die Fehler Maximilians mangelte. Friedrich ermahnte diesen, sich das Reich und die Erblande mehr zu Herzen zu nehmen.

Da schickt die Stadt Brügge dem König die Einladung, Mariä Lichtmeß in ihren Mauern zu feiern. Alles sei ruhig; die Mehrzahl der Bürger sei ihm gewogen. Wenn er käme, würden sie die Grenzen gegen Frankreich auf eigene Kosten schützen.

Der König wurde gewarnt, daß die Flamen hinterlistige Leute seien. Jedoch schlug er alles in den Wind und glaubte durch den Einfluß seiner Persönlichkeit den Intrigen ein Ende machen zu können.

Am letzten Tag des Jahres hält er, von nur fünfhundert Mann begleitet Einzug in Brügge. Am Tor warnt ihn noch einmal sein »lustiger Rat«, der Hofnarr Kunz von der Rosen. Der ist mehr als nur Lustigmacher und Possenreißer; seine Narrenfreiheit, ein offenes Wort sprechen zu dürfen, benutzt er nicht selten, um sehr kluge Dinge zu sagen. Obendrein ist er zuverlässig, hängt an seinem Herrn, kennt Maximilian von Jugend an und ist noch von Wiener Neustadt her mitgekommen. Wenn sich der König durchaus gefangennehmen lassen

wolle, möge er das tun, meint der Hofnarr, er für seine Person habe dazu keine Lust und werde die Stadt unverzüglich verlassen. Sein Herr lächelt: Brügge sei ruhig, das sehe man, wozu also die Besorgnis?

Und tatsächlich, es rührt sich keine Hand. Maximilian fühlt sich sicher. Er wird auch dann noch nicht argwöhnisch, als in der Nacht die Botschaft eintrifft, die Genter hätten sich empört, das Schloß Kortrijk eingenommen und den Schloßhauptmann ermordet. Er schickt seinen Stallmeister Deschitz mit einem Teil der Leibgarde dorthin. Am nächsten Morgen entschließt er sich, selbst nachzurücken, kann jedoch Brügge nicht verlassen, da die Tore verriegelt sind. Nun wird er mißtrauisch. Auf seine Fragen wird ihm erklärt, dies sei nur eine Sicherheitsmaßnahme: in der Nähe hätten sich verdächtige Reiterscharen gezeigt. Das dies nur ein Vorwand ist, liegt auf der Hand. Jetzt ist es jedoch zu spät, er muß gute Miene zum bösen Spiel machen, noch scheint nichts verloren.

Am nächsten Mittag jedoch marschieren 52 Gilden mit ihren Bannern und 52 Kanonen vor die königliche Pfalz, verschanzen sich hinter ihren Wagenburgen und schicken eine Abordnung, die verlangt, daß Maximilian mißliebige Beamte entlassen und über die Verwendung der Steuern in den letzten zwölf Jahren Rechenschaft ablegen solle. Der König erkennt jetzt, daß er der Gefangene der Bürger von Brügge ist. Mehrere seiner Räte werden vor seinen Augen hingerichtet, er selbst mit Auslieferung an Frankreich bedroht. Seine Lage scheint verzweifelt.

Aber in dieser äußersten Not und Schmach handelte Friedrich III. mit ungewohnter Energie: er bot ein Reichsheer auf. Es lag auch im Interesse der deutschen Fürsten, daß das Bei-

spiel Brügge nicht Schule machte. So kam rasch ein stattliches Heer zusammen, das Ende April 1488 von Köln aus vorrückte.

Die harte Haft und die ständige Bedrohung seines Lebens — man versuchte ihn zu vergiften — hatten Maximilian mürbe gemacht. Daher kam es am 12. Mai zu einem Vertrag mit den niederländischen Ständen, der die Selbständigkeit der Provinzen verbriefte. Mit feierlichen Eiden beschwor Maximilian auf dem Marktplatz zu Brügge den Vertrag, der seine Stellung in den Niederlanden vernichtete. Am 16. Mai wurde er freigelassen.

Als Maximilian zu dem heranrückenden Reichsheer stieß, wurde sogleich der erzwungene Vertrag für ungültig erklärt, jedoch vermochte auch das Reichsheer nicht, ihn wieder in seine ehemalige Stellung einzusetzen. Zusammen mit den Reichsfürsten zog er schließlich ab und überließ es Albrecht von Sachsen, als Statthalter und stellvertretender Vormund Philipps das Land zurückzuerobern. Albrecht hat seinen Auftrag redlich erfüllt, jedoch war er durch die von ihm bestrittenen Kosten der Feldzüge ein lästiger Gläubiger Maximilians und diesem jahrelang mit seinen Auslagerechnungen sehr unbequem. Denn auch in diesem Augenblick verzichtete Maximilian nicht auf seine Pläne mit der Bretagne. Im Juni 1489 nahm er an einem Reichstag zu Frankfurt teil. Er zog mit Gepränge in die Stadt ein und zündete mit eigener Hand auf den Höhen vor der Reichsstadt ein symbolisches Johannisfeuer an. Der päpstliche Legat Peraudi beklagte im Römer vor den versammelten Reichsständen das Blutvergießen zwischen zwei christlichen Königen. Er komme von französischen Hof und wisse, daß Karl VIII. sowie die Mehrzahl sei-

ner Räte zum Frieden geneigt seien. Der Kampf gegen die Türken könne nur erfolgreich geführt werden, wenn zwischen Maximilian und Karl Frieden herrsche.

Auf diesem Reichstag empfängt Maximilian zum ersten Mal in Deutschland einen moskowitischen Gesandten, der als Geschenk des Großfürsten Iwan Wassilowitsch kostbares Pelzwerk überbringt.

Der Fürsten Erster

Maximilian stand in mittleren Jahren, als er dem Vater als zukünftiger Kaiser im Reich folgte. Er bot äußerlich als Mann von mittlerer Größe, kräftigem Körperbau, hoch aufgerichtet, eine imposante Erscheinung, wenn er auch nicht gerade schön war: seine Augen quollen etwas hervor, und weil er durch die schmale Nase offenbar wenig Luft bekam, hielt er den Mund fast immer leicht geöffnet — eine Hauptursache häufiger Erkältungen. Im ganzen aber übte er mit seinem markanten, eher mageren, faltenreichen Gesicht, mit den kräftigen Kinn- und Backenknochen, der scharfen Adlernase, dem schöngeschwungenen Mund mit der etwas hervortretenden vollen Unterlippe, mit den verhängten Augen eine eindrucksvolle Wirkung auf seine Umgebung aus. Über seinen Zügen lag ein gemessener Ernst und es stand ihm ins Gesicht geschrieben, daß er etwas erlebt und zu sagen hatte. »Statura Quadrata«, als einen Mann von wuchtigem, wenn man will, vierschrötigem Auftreten,

dem man ähnlich wie seinem Vater schon von weitem die Kaiserliche Majestät ansah, so zeichnete ihn Cuspinian, der ihn gut kannte.

Der König hatte damals fünfzehn Jahre ununterbrochener Kriege hinter sich und zeigte sich dennoch stets stark und gesund. Er lebte mäßig und bescheiden, liebte wohl eine gute Mahlzeit und wählte oft selbst die Speisen aus; übermäßiges Trinken aber hielt er ähnlich wie sein Vater eines Königs für unwürdig. Darin unterschied er sich angenehm von den Fressern und Säufern, die unter den deutschen Fürsten nicht eben selten waren.

Wie es da zuging, schildert Bartholomäus Sastrow in seinen Lebenserinnerungen: »In Nürnberg gesellte sich der Herzog von Liegnitz zu uns. Derselbige hatte wegen seines Vaters ein Anliegen an den Kaiser. Aber in Wirklichkeit hat er nur an Saufen gedacht und ist stets voll gewesen. Und weil seine eigenen Räte ihm bei seinen wüsten Gelagen nicht haben Gesellschaft leisten wollen, hat er sich an den Hofstaat des Markgrafen Johann von Brandenburg gehalten, und die haben dann auch ein ganz sündhaftes Gesaufe mit ihm vollführt.

Einmal haben sie in der Bezechtheit folgendes Stücklein angestellt. Der Herzog und sechs seiner Kumpane haben sich den rechten Ärmel von Wams und Hemd abgeschnitten, sodaß der Arm ganz nackt war. Sodann haben sie sich das Hemd zwischen Hose und Wams ein Stück weit herausgezogen. Dazu hatten sie keine Schuhe an, sondern liefen auf Socken und ohne Hut. Vorneweg marschierte die große Musikbande der Stadt Nürnberg und blies, was das Zeug halten wollte. So sind sie bald nach dem Mittagessen, einer immer

hinterm andern ganz sachte die Gasse entlang gezogen nach der Herberge des Herzogs Heinrich von Braunschweig. In der einen Hand hatte der Liegnitzer ein paar Würfel, in der andern einige Goldstücke. Alle Welt kam herzugelaufen, um sich die deutschen Süffel anzusehen, besonders Italiener und Spanier waren dabei. Aber der Wein überwältigte sie vollends, als sie zum Braunschweiger heraufkamen. Da hieb der Liegnitzer mit beiden Fäusten vor dem Herzog von Braunschweig auf den Tisch, daß Geld und Würfel ins Zimmer rollten. Er konnte nicht einmal lallen, sondern schlug am Tische nieder, so lang er war. Der Braunschweiger ließ ihn durch vier seiner Edelleute aufheben und oben im Hause in ein Bett legen. Der Kaiser soll sich sehr mißfällig darüber geäußert haben, daß den Deutschen vor den anderen Nationen ein so grausamer Spott angetan sei.

Was aus dem Vollsaufen wird, ist recht sichtbar: man fällt von einer Sünde in die andere. Als der Herzog zu Liegnitz in seinem eigenen Lande einmal so recht beim Saufen war, kamen zwei Studenten auf ihrem Heimweg dahergezogen. Die hielten daselbst einen Morgentrunk und ließen dabei ein lustiges Liedlein erschallen. Das hört der Herzog. Der schickt nach ihnen, läßt sie ergreifen und flugs vor das Tor hinausführen. Da wird ihnen der Kopf abgehauen. Am andern Morgen, ehe er von neuem zu saufen anfing, ritten einige von seinen Räten mit ihm spazieren und kamen an den Platz, wo man den Studenten den Kopf abgeschlagen hatte. Als er das Blut sah und fragte, was das zu bedeuten habe, meldete man ihm, es sei das Blut von den zwei Studenten, die er tags zuvor habe köpfen lassen. Das wunderte ihn gar sehr, und er fragte: »Was haben die Leute denn getan?«

Als er einmal so recht bezecht war, befahl er seinen Räten bei Todesstrafe, sie sollten ihn auf Wasser und Brot in den Turm setzen lassen. Das taten sie denn auch. Mein Herzog wurde zu den übrigen Gefangenen hinunterbefördert. Der Turmhüter aber bekam den strengen Befehl, ihn nicht wieder herauszulassen. Er sollte auch nichts anders bekommen als Wasser und Brot. Als er nun seinen Rausch ausgeschlafen und sich ein bißchen mit den Gefangenen unterhalten hatte, rief er dem Kerkermeister zu, er solle ihm wieder hinaushelfen. Der aber sagte, das sei ihm bei harter Strafe untersagt. Die Räte aber warteten in aller Ruhe bis zum dritten Tage. Auf seine flehentlichen Bitten und Versprechungen ließen sie ihn dann schließlich heraus.

Ungefähr drei Jahre später bekommt er den Einfall, nach Stettin zu reisen, nur um mit den Hofleuten eins zu saufen. Als das Herzog Barnim erfährt, zieht er mit seinem ganzen Hofstaat fort nach Kloster Kolbitz. Mein Liegnitzer kommt also nach Stettin. Da sagt man ihm auf dem Schlosse, daß weder der Herzog noch einer von den Hofjunkern anwesend sei. Alsbald wies man ihn in ein Haus, wo ein alter Mann auf dem Totenbette lag. Das hielt man für das beste Mittel, ihn zur Abreise zu bewegen. Er aber blieb nicht bloß da, sondern ging auch zu dem Kranken ans Bett und sprach ihm einiges aus Gottes Wort vor, bis er verschied. Dann drückte er ihm die Augen zu. Dem Valentin, der eben mit der Armenbüchse umherging und auch in jenes Haus kam, steckte er einige Taler in die Büchse; alsdann läßt er schwarzes Tuch holen zu Trauermänteln für sich und den Valentin und wollte mit zum Begräbnis gehen.

Das aber ließ die Herzogin nicht geschehen, sondern sie bat ihn zu sich und gab ihm das Zimmer über der Kanzlei. Ich aber war damals in Stettin im Schlosse und wollte gerade über den Hof gehen. Da steckt der Herzog den Kopf zum Fenster heraus, öffnet den Mund sperrangelweit und schreit mich mit »Buy« an. Ich wußte nun schon von Nürnberg her, wie man mit ihm umspringt und antworte mit: »Bahe!« — »Ei,« ruft er, »du kommst mir gerade recht, herauf mit dir, wollen eins zusammen trinken und guter Dinge sein.« Ich aber sagte Seiner Fürstlichen Gnaden meinen untertänigsten Dank und ging meiner Wege.

Als er endlich von Stettin abzog — denn auf Herzog Barnims Rückkehr konnte er nicht länger warten — hatte ihm die Herzogin eine fürstliche Verehrung mit auf den Weg gegeben, sodaß er noch eine Zeitlang sein unordentliches Leben weiterführen konnte. Er aber blieb zeitlebens bei seiner tollen, wilden Lebensweise und hat sich dadurch um alles gebracht, um Land und Leute, Gesundheit und fürstlichen Wohlstand. Er hat sich geradezu totgesoffen. Seine Gemahlin, eine geborene Prinzessin von Mecklenburg und ihre beiden Kinder ließ er in äußerster Armut zurück. Die Frau Herzogin war gezwungen, nicht nur bei ihren Standesgenossen zu betteln, sondern sogar bei städtischen Magistraten. So groß war ihre Not. Und von solchen Almosen hat sie ihr Söhnlein kümmerlich aufgezogen.«

Es ist nicht leicht, aus der schillernden Fülle von Eigenschaften, die Maximilian als hervorragender Schauspieler in vollendeter Anpassung an die jeweilige Lage zur Schau trägt, jene hervorzuheben, die sein eigentliches Wesen ausmachen. Bald zeigt er sich tollkühn, bald erscheint er vorsichtig zö-

gernd; bald als kluger Diplomat, bald polternder Eisenfresser; bald leutselig, bald unnahbar majestätisch; bald freimütig offen, bald ganz verschlossen. Bald verschwenderisch freigiebig, bald als rücksichtsloser Erpresser; bald schwellen ihm in aufbrausenden Zorn Gesicht und Adern, bald macht er seinen heftigen Gefühlen in Tränen und lauten Seufzern Luft; bald übt er harte Rache, bald alles verzeihende Milde. Nicht nur die einfachen Gemüter seiner Landsknechte vermochte er durch die Kraft seiner Rede mitzureißen, sondern auch die Land- und Reichsstände fallweise zu Tränen zu rühren, anderseits Diplomaten durch seine Klugheit, Gelehrte und Philosophen durch die Tiefe seiner Fragestellungen zu beeindrucken.

Dem ersten Anschein nach war Maximilian vor allem ein »Soldatenkönig«; anderseits aber war er doch, ähnlich Karl dem Kühnen, ein kultivierter Fürst burgundischer Prägung, hochgebildet, vieler Sprachen mächtig, in seiner Muttersprache aber Meister: wortgewandt, von einer Farbe und Bildkraft, einem Feuer des Ausdrucks, die den geborenen Künstler erkennen ließen und die Zuhörer zuweilen bezauberten. Ein Freund und Mäzen aller Wissenschaften und Künste; von den Humanisten, Literaten, Malern, Musikern bewundert und umschwärmt; obwohl ihm stets die Mittel fehlten, sie so zu belohnen, wie er es gerne wollte.

Von staunenswerter Arbeitskraft, wollte er die ganze Last der Regierungsgeschäfte in allen seinen Erblanden und im Reich auf sich nehmen, um sich nach dem klugen Rat seines Vaters nicht seinen Sekretären auszuliefern. In strengen Zeiten konnte er mitunter Tag und Nacht über den Geschäften sitzen und verstand es angeblich, eine Reihe von Sekretären

gleichzeitig zu beschäftigen. Er zögerte auch nicht, wichtige Staatsschriften persönlich zu entwerfen und geheime Korrespondenzen eigenhändig ins Reine zu schreiben. Nicht weniger als auf Krieg, Politik und Verwaltung versteht sich der König auf alle praktischen Künste des täglichen Lebens: auf Holz- und Steinbau, Waffen und Waffenerzeugung, Geschütz und Geschützguß, Bergbau und Münzprägung, auf Jagd und Hege, auf Tiere und Pflanzen, ja selbst auf Küche und Keller. Niemals bestieg er das Pferd, ohne selbst mit kundigem Griff Zaumzeug und Sattel geprüft zu haben.

Allen Enttäuschungen zum Trotz blieb Maximilian wohl auch ein Menschenfreund, ein leutseliger Kaiser, von unberechenbarer Freigiebigkeit, von sprichwörtlicher Güte, der zum allgemeinen Erstaunen auch dem einfachen Mann die Hand zu reichen pflegte, ohne jedoch für die berechtigten politischen und wirtschaftlichen Forderungen der unteren Stände Verständnis aufzubringen. Denn die bestehenden Gesellschaftsformen und Untertänigkeit und Herrschaft schienen ihm gottgegeben. Was er in den Niederlanden an Aufständen der Bürger und Bauern hatte erleben müssen, empfand er als sträflichen Abfall von der gottgewollten Ordnung. Die Rädelsführer und Rebellen von Gent, Brügge und Antwerpen unterwarf er mit voller Überzeugung den härtesten Strafen. Da konnte er furchtbar sein, in jäh aufwallendem Zorn vorübergehend jedes Maß verlieren und sich besonders in Kriegszeiten bis zur Grausamkeit vergessen. Jovius weiß zu berichten, daß der Kaiser einen Aufstand seiner Landsknechte dadurch unterdrückte, daß er den Rädelsführer eigenhändig niedermachte. Sogar der sehr kaiserfreundliche Luther meint, Maximilian habe seine Leute (Landsknechte)

gering gewogen. Der kritische Augsburger Bürger Rem aber sagt, daß der Kaiser durch seine vielen Kriege wohl an die fünfhunderttausend Menschen auf dem Gewissen habe. Das Hochgericht erschien ihm zeitlebens als Symbol der Gerechtigkeit auf dieser Welt, das er im Vorüberreiten stets mit «salve iustitia« zu begrüßen pflegte. Der sonst so gütige Kaiser konnte ein sehr harter Richter sein.

Wiewohl vorzüglich dem Staat, dem Krieg, den schönen Künsten und den Leibesübungen hingegeben, hatte der junge König doch auch ein Auge für schöne Frauen, ohne indes ein Schürzenjäger zu sein, wie dies an den Höfen der Zeit nur allzu üblich war. Gern ergötzte er sich an Tanzfesten und Maskeraden und gestattete sich manchen neckischen Spaß gerade mit Bürgerfrauen; jedoch im ganzen kommt der Hofklatsch bei ihm nicht auf seine Rechnung. Es sei nie gehört worden, daß er eine Jungfrau ihrer Ehre entsetzte, betont Kirchmair und gleiches sagt Cuspinian. Wenig ehrenvoll war jedoch die Behandlung seiner zweiten Gemahlin Bianca Maria Sforza: sie wirft dunkle Schatten auf seinen Charakter. Nachdem er ihre Verbindungen rücksichtslos ausgenutzt und ihr Geld vollkommen verbraucht hatte, warf er sie weg wie eine ausgepreßte Zitrone.

Völlig bedenkenlos war der Kaiser auch in Geldangelegenheiten. Schon währen der niederländischen Kriege hatte ihn seine drückende Armut gezwungen, den burgundischen Hausschatz auszuschöpfen, Versprechungen und eingegangene Verpflichtungen zu brechen, so daß er mit der Zeit in Geldsachen das Gefühl des Anstands so gut wie ganz verlor. Für Geld war er fallweise zu fast allem zu haben. Hatte er doch auch die unglückselige Mailänder Heirat hauptsächlich

des Geldes wegen abgeschlossen. Er stand nicht an, auch kleinen Gläubigern, Dienern und Hofbeamten, die Rückgabe von Darlehen und Lohngeldern durch Jahre vorzuenthalten. Vollends rücksichtslos erpreßte er die Juden seiner Erblande und der Reichsstädte.

Ranke über Maximilian: »Seine Seele ist lauter Bewegung, Freude an den Dingen und Entwurf. Es gibt kaum etwas, das er nicht kann. In seinen Bergwerken ist er ein guter Schiner, in seiner Rüstkammer der beste Plattner, der andere in neuen Erfindungen zu unterrichten weiß; die Büchse im Arm überwindet er seinen besten Schützen Georg Purkhard. Mit dem groben Geschütz, das er bohren gelehrt, das er auf Räder geschafft, trifft er meist am nächsten zum Ziel. Er befehligt sieben Hauptleute in sieben Sprachen, er wählt und mischt seine Speise, seine Arznei selbst. In Feld und Flur erst befindet er sich wahrhaft wohl. Lauschend reitet er das Gebüsch vorbei, wo er eine Nachtigall schlagen hört, etwa nach den Brabanter Forsten, den Eber zu jagen, oder nach den Tiroler Gebirg, wo er die Steinböcke, als ihrer durch das Schießgewehr nur noch wenig übriggeblieben, zu schießen verboten hat. Hier läßt er das Pferd hinter sich und steigt ihnen, die hohen Felswände empor, nach, wo er 400 bis 500 Klafter fallen kann, wenn er einmal fehltritt. Wo ihn zuweilen, wenn die Fußeisen losgehen, nur noch eine Staude, ein spitzer Stein errettet hat; wo er einst im Halltal schon die Lawinen hinter sich brausen gehört. Das Volk weiß viel zu erzählen, wie man ihn an großen Leitern aus der Höhe in das Tal gelassen, ja wie ihn, da auch dies unmöglich gewesen, da man ihm aus der Tiefe schon das Kruzifix als zum letzten Gebet entgegengehalten, noch ein Engel von der Martins-

wand errettet habe. Kommt er nun zurück, so bringt ihm sein Vogler alle Arten von Singvögeln in seine Stube, so daß man kaum sein eigen Wort hört. Oder er besucht einen Diener auf seiner Hochzeit, oder er hört zutraulich die Bitten seiner Untertanen. Oder er erzählt seinen Räten, seinen Schreibern eine Geschichte, diktiert ihnen ein Stück seiner rätselhaften und fast unergründlichen Bücher, eine Notiz in sein Memoirenbuch ... eine seiner ganz genauen Instruktionen, zum Beispiel, wie man bei Beutelstein mit einer Notbüchse übereckschießend, in die Küche treffen könne, einen Brief...«

»Auge und Ohr des Reichs«

Von Frankfurt begibt sich Maximilian nach Nürnberg. Er kommt zu ersten Mal in diese Stadt, die neben Augsburg der Mittelpunkt des geistigen Lebens, der Gewerbe, des Handels, der Künste und eine Stätte reichen Bürgertums ist.

Die Nürnberger Chronik berichtet: »Der Römische König Maximilian kam am 15. August 1489 zum ersten Mal in seiner königlichen Würde um die Vesperzeit mit zweihundert Pferden zum Neuen Tor nach Nürnberg herein. Herr Ruprecht Haller und Herr Niklas Groß, die Losunger, und Herr Ulrich Gruntherr, die alle zu dem älteren Rat gehörten, ritten dem Römischen König bis zu der Steinernen Brücke entge-

gen und empfingen dort im Namen des Rats die Königliche Majestät. Auch die Priesterschaft aus allen Kirchen und Klöstern kam mit Reliquien, und die Schüler trugen jeder ein Fähnlein in der Hand, darauf des Königs Wappen gemalt war, sie zogen bis zur St.-Johannis-Kapelle. Als nun der König am Neuen Tor war, begehrte man, er solle unter dem kostbar hergerichteten Traghimmel reiten, er aber wollte nicht und ließ ihn sich bis zum St.-Sebald-Kirchhof vorantragen. Dort stieg Seine Königliche Majestät vom Pferde, ging in den Chor der Kirche, und es ward Te Deum Laudamus gesungen. Dann ging der König wieder hinaus und ging unter dem Himmel bis zu seiner Herberge.

Er blieb hier bis auf den Freitag nach Egidi (4. September). Inzwischen wurde Seiner Königlichen Würde mit Tanzen viel Freude und Ergötzlichkeit bereitet. Er wollte eigentlich schon am Donnerstag aufbrechen, aber die ehrbaren Frauen nahmen ihm die Stiefel und Sporen fort und verbargen sie; sie baten Seine Königliche Würde, dazubleiben und sich mit ihnen am Tanz zu freuen. Also blieb der König und tanzte, auch von Nachmittag bis fast gegen Abend und nach dem Nachtmahl wieder bis spät in die Nacht.«

Lebensfreude liegt in der Luft, die man hier atmet. Eine Lebensfreude, die aus gesichertem Wohlstand erwächst. Alle diese deutschen Städte gedeihen, und Nürnberg ganz besonders. Schon Enea Silvio Piccolomini findet nicht genügend Worte der Bewunderung für den Reichtum der Stadt und stellt sogar die Behauptung auf, daß schottische Könige sich glücklich preisen würden, so wohnen zu dürfen, wie es sich in Nürnberg ein Bürger mittleren Ranges leiste.

Sämtliche italienischen Schilderer deutscher Stämme heben die Sauberkeit hervor, die Behaglichkeit der Lebensführung — obwohl solche Urteile einen sehr relativen Wert besitzen, denn die Straßen sind ungepflastert, auf ihnen häuft sich der Unrat, der aus den Fenstern fliegt, und zwischen den Häusern treiben sich Geflügel und Schweine herum. Doch daran stößt sich niemand, da man es nicht besser kennt.

Selbst für den einfachen Mann sind ständiger reichlicher Fleisch- und Weingenuß etwas Selbstverständliches. Die Wohlhabenden aber schwelgen im Überfluß. Man ißt nicht, man frißt. Man trinkt nicht, man säuft. Trunksucht ist weitverbreitet und nur eine der Erscheinungen des Überflusses. Nicht ohne Grund wettern Prediger und spotten Satiriker über Völlerei, Freßgier, Modetorheiten und übertriebenen Luxus. Die Mode unterliegt raschestem Wechsel und gefällt sich in grellen Farben und kostbaren Stoffen. Vornehme Damen erscheinen in der Woche vierzehnmal in anderer Gewandung und überladen sich mit Schmuck. In Regensburg, wo eine Kleiderordnung wenigstens die schlimmsten Auswüchse eindämmen soll, werden den Frauen noch immer achtzehn Mäntel und ebenso viele Röcke gestattet. Fast noch ärger treiben es die Männer: ihre Kleidung ist in verschiedenfarbige Felder unterteilt, an Armen, Schenkeln, Waden und Brust ausgepolstert. Die Gecken lassen sich das Haar bis zu den Schultern wachsen, schminken sich das Gesicht und verwenden wohlriechende Salben.

Die Tafeln biegen sich unter der Last schweren Silbergeschirrs und der aufgetragenen Luxusgerichte. Man braucht keine besonderen Anlässe, um zu feiern. Der Umgangston ist

derb und voller Zoten — auch in den höheren Kreisen — man ziert sich nicht, verbirgt nichts, bekennt sich offen zu seinen Neigungen und Vergnügungen. Die großen Erfindungen der Zeit, der Buchdruck, die Taschenuhr werden gemacht; die Deutschen genießen den Ruf, Meister in allen subtilen Künsten zu sein. Die Zünfte der Handwerker achten auf strenge Zucht und mustergültige Arbeit. Die Obrigkeit ordnet nicht selten an, minderwertige Stücke zu vernichten, ja sogar zum Prangerstehen werden Pfuscher verurteilt. Man ist stolz auf sein Können, stolz auf Ansehen und Geltung, man sieht seine Erfolge und will sie nicht verkümmern lassen.

Die Einwohnerzahl der deutschen Städte am Ausgang des Mittelalters ist früher häufig überschätzt worden. So hat man geglaubt, den bischöflichen Freistädten am Rhein eine Bevölkerungszahl von sechzigtausend Einwohnern und mehr geben zu müssen. Diese Annahmen haben sich jedoch als falsch herausgestellt. Wir sind für Nürnberg in der erfreulichen Lage, eine Volkszählung zu besitzen, die einen hohen Grad an Glaubwürdigkeit beanspruchen darf, da sie für den Fall eines Krieges und hauptsächlich aus dem Grund durchgeführt wurde, den Verbrauch der in der Stadt vorhandenen Getreidevorräte und sonstigen Lebendmittel angemessen zu regeln.

Diese Zählung fand aus Anlaß des Großen Markgräfischen Krieges 1449/50 statt. Danach ergibt sich eine Zahl von rund dreißigtausend Einwohnern. Zieht man hiervon die nur vorübergehend wegen des Krieges in der Stadt weilenden Bauernfamilien ab, so bleibt als ständige Bevölkerung Nürnbergs eine Einwohnerzahl von etwa zwanzigtausend Menschen übrig. Diese verteilt sich wie folgt: 17600 Bürger, 446 Geistli-

che mit Anhang, 150 Juden und der Rest Nichtbürger, Söldner, fremde Kaufleute und Gewerbetreibende, die jedoch einen ständigen, wenn auch fluktuierenden Bevölkerungsanteil bildeten. In Anbetracht des politischen Ansehens und der hohen Stellung der Reichsstadt auf dem Gebiet der deutschen Kultur erscheinen diese Zahlen auffallend niedrig. Und doch war Nürnberg im Mittelalter eine der größten deutschen Städte. Straßburg zählte etwa um dieselbe Zeit wenig mehr als 16000 Einwohner, Basel 15000, für Frankfurt am Main, sind nur 9-10000, für Mainz sogar nur 5-6000 Seelen berechnet worden.

Angaben über die Bevölkerungszahlen der damaligen Städte sind äußerst schwierig, da zeitgenössische Zahlenangaben meist übertrieben sind und stark voneinander abweichen. Nach Delumeau hatten um das Jahr 1500 nur fünf europäische Städte einhunderttausend und mehr Einwohner: Konstantinopel 250000, Paris ungefähr 200000, Neapel 150000, Mailand 120000, Venedig um die 100000. In Deutschland jedoch fehlten Großstädte noch ganz. Augsburg, die größte deutsche Stadt vor Nürnberg und Köln, brachte es während ihrer Blüte um das Jahr 1580 auf nur 60000 Einwohner.

Im Anschluß hieran noch einige statistische Angaben. Nach Müllners Annalen wurde 1478 eine Visitation der Herdstellen in Nürnberg veranstaltet, deren Anzahl sich auf 4348 belief. Höchst merkwürdig übrigens ist bei der Zählung im Kriegsjahr 1449/50 die erstaunliche Überzahl der Frauen. Es verhalten sich danach Bürger zu Bürgerinnen wie 100:118, Knechte zu Mägden wie 100:121. Erstaunlich ist auch die geringe Durchschnittszahl der Kinder, nämlich 1,64

pro Bürger. Dem steht nicht entgegen, daß die Ehen durchschnittlich sehr reich mit Kindern gesegnet waren. Um ein Beispiel anzuführen hatte Albrecht Dürers Vater von einer einzigen Frau achtzehn Kinder. Die Kindersterblichkeit war damals eben sehr hoch. Der Nürnberger Ratsherr Anton Tucher, dem wir als höchst wertvolle Quelle ein Haushaltsbuch verdanken, hatte elf Kinder, von denen sechs gleich nach der Geburt starben.

Die Beziehungen Maximilians zu Nürnberg waren in politischer Hinsicht normal. Wie fast alle seine Vorgänger war auch er kein Freund einer selbständigen Entwicklung der Städte, so sehr er auch manchmal mit Worten für ihr Wohlergehen eintrat. Geld und Naturalien, Unterstützung mit bewaffneter Mannschaft war es, was er von den Städten verlangte. Zwar erkannte er wie jedermann im Deutschen Reich den hohen Wert des Landfriedens für das Blühen und Gedeihen von Handel und Verkehr. Jedoch die Gesetze, die während seiner Regierung zur Aufrechterhaltung der Ordnung erlassen wurden, im einzelnen energisch durchzusetzen, war nicht seine Art. Der in der großen Politik vielbeschäftigte Kaiser verachtete diese Dinge immer als kleinlich, er ärgerte sich darüber und fand es verkehrt, daß, wenn ein Kaufmann einen Sack Pfeffer verlor, gleich das ganze Reich in Bewegung gesetzt werden sollte. Erinnern solche Anschauungen auch noch allzusehr an die mittelalterliche Feudalzeit, in der die Bildung des Kaisers wurzelte, so würde man seiner höchst widersprüchlichen Persönlichkeit mit der landläufigen Vorstellung vom »letzten Ritter« doch keineswegs gerecht werden. Denn auf der Grenze dreier Zeitalter stehend richtete er sein Augenmerk mit Vorliebe auf das Neue, das er na-

mentlich in allen technischen und praktischen Fragen förderte. Er interessierte sich lebhaft für alle Fortschritte der Kriegskunst und war selbst ein großer Kenner der Feuerwaffen und des Geschützwesens. Wilibald Pirckheimer weiß zu berichten, daß der Kaiser als guter Richtkanonier selbst die erprobtesten Geschützmeister in Erstaunen versetzte.

Während seiner Anwesenheit in Nürnberg besichtigte er gerne die Zeughäuser der auf diese Dinge gleichfalls großen Wert legenden Reichsstadt. Nicht minder verfolgte Maximilian die künstlerischen und literarischen Bestrebungen in der Stadt mit lebhafter Anteilnahme. Weit hervorragender sind die Leistungen auf dem Gebiet der bildenden Künste, die wir seiner persönlichen Anregung verdanken. In Nürnberg wurden u. a. der berühmte Erzgießer Peter Vischer und der nicht minder bekannte Bildschnitzer Veit Stoß von ihm beschäftigt. Für seine eigene Gießhütte und das kostbare Grabmal, das er sich zu Innsbruck errichten ließ, verlangte Maximilian öfter vom Nürnberger Rat den zum Formen und Gießen besonders geeigneten Lehm, der in der Nähe der Stadt abgebaut wurde. Doch geizte der Rat mit dem kostbaren Rohstoff derart, daß selbst das Verlangen des Kaisers meist abschlägig beschieden wurde. Gefügiger zeigten sich die ehrbaren Herrn, als er 1514 ein Darlehen von 260 Gulden forderte, um das sog. Kaiserfenster in der Sebalduskirche restaurieren zu lassen. Der Rat sah in der Erfüllung dieses kaiserlichen Wunsches einen Vorteil für die Stadt und das fortan nach Maximilian benannte Kirchenfenster wurde von dem berühmten Glasmaler Veit Hirschvogel aus städtischen Mitteln neu hergestellt.

Während eines mehrwöchigen Aufenthalts in Nürnberg zog Maximilian auch Albrecht Dürer in den Kreis der für ihn arbeitenden Künstler. Der Monarch hatte mit Hilfe seiner gelehrten Ratgeber, unter denen in erster Linie Johannes Stabius, dann aber auch der Nürnberger Humanist Wilibald Pirckheimer, sowie Melchior Pfinzing zu nennen sind, den Plan zu einem großartigen Holzschnittwerk, dem berühmten »Triumph« entworfen, in dem sein Ruhm als der eines mit allen idealen Tugenden geschmückten Fürsten verherrlicht werden sollte. Dürer wurde für das Zeichnen eines Teils dieses monumentalen Werks gewonnen und vollendete im Jahre 1515 die sog. Ehrenpforte, die Zeichnung eines reich ausgeschmückten, stark überladenen phantastischen Bauwerks, das weniger, wie beabsichtigt, an einen römischen Triumphbogen erinnert, als vielmehr an die hohe, steile Giebelfront eines deutschen Renaissancehauses. Die hohe Achtung, die Maximilian Dürers künstlerischer Tätigkeit zollte, beweist der Umstand, daß er ihn von allen städtischen Steuern zu befreien wünschte. Da jedoch der Nürnberger Rat darauf nicht einging, verlieh er dem Maler 1515 eine Leibrente von 100 Rheinischen Gulden, die ihm lebenslänglich aus der Stadtsteuer gezahlt werden sollte. Allerdings verpfändete der Kaiser später die gesamte Stadtsteuer auf sechs Jahre an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen. Doch dieser, ein Freund der Künste, wollte Dürer deshalb nicht zu kurz kommen lassen und so hat der Maler denn in der Tat seine hundert Gulden alljährlich aus der Nürnberger Losungerstube bezogen.

Daß Maximilian den Künstler persönlich in seiner Werkstatt aufgesucht habe, ist historisch nicht belegt. Doch hat der ihn am 28. Juni 1518 auf dem Reichstag zu Augsburg

porträtiert. Die geniale Kohlezeichnung, etwas unter Lebensgröße, die in wenigen schwarzen Linien das ganze volle Leben wiedergibt, wird noch heute in der Albertina in Wien aufbewahrt. Albrecht Dürer selbst hat mit Tinte an den rechten oberen Rand die folgenden Worte geschrieben: »Das ist keiser Maximilian, den hab ich Albrecht Derer zw Augsburg hoch oben awff der pfaltz in seinem kleinen stüble kunterfett, do man tzalt 1518 am mondag noch Johannis tawffer.«

Kriege in Ost und West

Ungeachtet der Rede des päpstlichen Legaten verlangte der König von den Kurfürsten Hilfe und Teilnahme an einem Krieg gegen Frankreich. Franz II. von der Bretagne war nämlich inzwischen gestorben und seine Tochter Anna wehrte nur mit Mühe die Franzosen ab. Die Fürsten gingen jedoch auf sein Ansinnen nicht ein, sodaß ihm nichts anderes übrig blieb, als mit Frankreich Frieden zu schließen.

Jetzt wäre Maximilian in der Lage gewesen, mit Hilfe des Reichs die Ungarn aus Österreich zu vertreiben. Statt dessen schloß er mit Matthias Corvinus einen Vertrag, der Niederösterreich preisgab. Es ist die Vermutung aufgetaucht, daß hinter dieser Nachgiebigkeit ein Heiratsplan gesteckt haben könnte: Maximilian habe eine uneheliche Tochter mit Johann Corvin, dem ebenfalls unehelichen Sohn des Matthias verhei-

raten wollen. Es ist bekannt, daß Maximilian von allen politischen Geschäften am liebsten die politischen Verkupplungen pflegte und auf diesem Gebiet Erfolg hatte.



Matthias Corvinus

Nachdem der Waffenstillstand mit den Ungarn zustandegekommen war, zog der junge König zunächst nach Tirol, um sich von seinem alten Onkel Sigmund die Regierung abtreten zu lassen. Noch hiermit beschäftigt, unternahm er einen Schritt, durch den er sich der Lächerlichkeit preisgab: er unterzeichnete eine Vollmacht für den Grafen von Nassau, den Marschall von Polheim und anderer Kavaliere, die in seinem Namen in die Bretagne reisen sollten, um dort den Römischen König mit Anna von der Bretagne zu vermählen. We-

nige Wochen nach diesem Schritt starb Matthias Corvinus, ohne rechtmäßige Erben zu hinterlassen. Durch Vertrag zwischen ihm und Friedrich III. war dem Kaiser oder einem seiner Söhne für diesen Fall die ungarische Krone zugesichert worden.

Die Ungarn wählten jedoch den böhmischen König Ladislaus, und es blieb Maximilian nichts anderes übrig, als seine Ansprüche mit den Waffen zu erfechten. Dazu fehlte es ihm jedoch wie immer an Geld. Glücklicherweise schenkten die Tiroler ihrem neuen Landesherrn 50000 Gulden. Mit Hilfe dieses Geldes gelang die rasche Rückeroberung der österreichischen Lande, da die Ungarn ihre Stellung hier auch nicht besonders hartnäckig verteidigten. Maximilian konnte am 22. August 1490 unter dem Jubel der Bevölkerung im befreiten Wien einziehen. Nach zehntägiger Belagerung, bei der Maximilian an der Schulter verwundet wurde, ergab sich die Burg. Die ungarische Besatzung erhielt freien Abzug. Selten wurde im Stephansdom ein so inbrünstiges Tedeum gesungen. Das Tagebuch des Wiener Arztes Dr. Tichtl spiegelt den Überschwang der Freunde wieder, den die Wiener über ihre Befreiung empfanden. Dreimal schrieb der Chronist den gefeierten Namen MAXIMILIAN mit roter, grüner und schwarzer Tinte und schließlich noch einmal mit riesigen Lettern in seine Chronik und fuhr fort: »Gott hat der Welt den glorreichen und tapferen König Maximilian geschenkt.«

Im Oktober zogen 16-17000 Mann nach Ungarn, wo inzwischen Ladislaus gekrönt worden war. Die Ungarn verhielten sich in diesem Jahr überraschend passiv; alles war im besten Zuge, Stuhlweißenburg erobert und Maximilian hatte schon den Titel eines Königs von Ungarn angenommen, als seine

Landsknechte meuterten. Reimprecht von Reichenberg wurde als Oberster Hauptmann in Ungarn zurückgelassen, mußte aber Stück für Stück das Eroberte wieder preisgeben. Selbst Stuhlweißenburg und Agram gingen wieder verloren. Im November wurde zwischen Ladislaus und dem Hause Österreich ein Friedensvertrag abgeschlossen, durch den jener als König von Ungarn anerkannt, jedoch ausbedungen wurde, daß beim Fehlen männlicher Erben Maximilian oder seine direkten männlichen Nachkommen in Ungarn zur Regierung gelangen sollten. Am meisten lag Maximilian jedoch an den von Ladislaus gezahlten 100000 Gulden, mit deren Hilfe er die Bretagne zu erobern gedachte. Eben noch mit Schulden belastet, kam er sich jetzt gewaltig reich vor.

Selbstverständlich war es nicht die Prinzessin Anna, die ihn nach der Bretagne lockte. Er hatte die Dame nie gesehen und wußte vielleicht nicht einmal, daß sie hinkte. Was jedoch ihr Erbe betraf, so mußte er wissen, daß er diesen Besitz, hätte er ihn erst einmal, noch mehr als das erheiratete Flandern sein Leben lang zu verteidigen bereit sein mußte. Dennoch fuhr er mit vollen Segeln in dieses neue Abenteuer, besonders als er einen Vertrag mit dem König von England in der Tasche hatte.

Der Ritter von Polheim war ein stattlicher Mann; es gelang ihm, die vielumworbene Erbin der Bretagne für Maximilian zu gewinnen, und er bestieg mit ihr genau nach den Instruktionen Maximilians in Gegenwart des Hofes, gerüstet und festlich geschmückt, als Stellvertreter des Römischen Königs das Hochzeitslager, auf dem Anna lag, streckte das bis zum Knie entblößte rechte Bein einen Augenblick unter die Decke und vollzog so in Stellvertretung den Akt der Ehe.

Anna nannte sich von da an Königin der Römer. Nach den kanonischen Rechtsbegriffen war es eine gültige Heirat. Dennoch haben sich die Eheleute nie gesehen. Maximilian ließ seine Frau in Feindesland wie vordem seine Tochter. Jedoch der Schwiegersohn Maximilians, Karl VIII., hatte bereits den doppelten Dispens des Papstes in der Tasche, sowohl die Auflösung der Verlobung mit Margarethe, Maximilians Tochter, als auch die Ehe zwischen Maximilian und Anna betreffend. Als dieser Verdacht schöpfte, schwor Papst Innozenz bei Gott und seinem Gewissen, daß er keinen Dispens erteilt habe, worauf der König zum Reichstag nach Nürnberg reiste und sich unterwegs bei seiner Schwester in München vergnügte, obwohl in der Bretagne alles verloren ging und seine Gemahlin in äußerster Bedrängnis war.

Anna mußte sich Mitte November 1491 dem französischen König ergeben, zunächst unter dem Vorbehalt sicheren Geleits. Der anwesende König siegte jedoch schon nach wenigen Tagen über den abwesenden Maximilian, der sie so schnöde in Stich gelassen hatte. Anna wurde Königin von Frankreich. Polheim zog ab, und die Bretagne wurde für alle Zeiten französisch.

Maximilian war doppelt geprellt: seine Tochter wurde ihm zurückgeschickt und die Frau genommen, um an deren Stelle Königin von Frankreich zu werden. In Deutschland erzählte man sich die Geschichte in rührender und romantischer Fassung; die politischen Kreise jedoch zuckten über das Abenteuer des Römischen Königs nur mit den Schultern und Hans Luppold von Herrmannsgrün schrieb bald darauf seine patriotische Phantasie gegen Maximilian. Er ruft darin die Fürsten auf, die Angelegenheiten des Reiches, die unver-

meidlichen Kriege mit den Türken und dem König von Frankreich in die Hand zu nehmen, im Bunde mit Spanien und Venedig. Von Maximilian könne man nichts erwarten: er ertrage jede Schmach. Daß man ihm die Tochter raube, die Gattin vorenthalte, dies alles habe ihn den Vergnügungen und den Frauen nicht entziehen können. Es sei leicht zu ermessen, daß einem Mann, der so in seinen eigenen Angelegenheiten verfahre, das öffentliche Interesse nicht anvertraut werden dürfe.

Das war das Urteil eines Schriftstellers, der selbst als Staatsmann tätig war und auf dem Reichstag zu Worms den Bruder des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, den Erzbischof Ernst von Magdeburg, vertrat. Die Schrift Herrmannsgrüns wurde auf dem Reichstag verbreitet und gelesen. Diese Episode kennzeichnet das Maß von Ansehen, das Maximilian in hohen politischen Kreisen genoß. Von den eigentlichen Literaten der Zeit, von den Humanisten Bebel, Wimpheling, Trithemius, Celtis und anderen wird Maximilian natürlich in den höchsten Tönen gefeiert.

Nachdem die Bretagne und ihre Herrin für ihn verloren waren, wollte Maximilian wenigstens Rache an Frankreich nehmen. Mit großem Eifer entwickelte er einen Kriegsplan und verhandelte mit den Eidgenossen, die ihm 6000 Mann stellen sollten. Nachdem er jedoch überall im Reich wie fast immer vergeblich um Geld angeklopft hatte, verlegte er den ursprünglich nach Metz einberufenen Reichstag nach Koblenz. Er hatte inzwischen einsehen müssen, daß er über die Stände nicht so einfach verfügen konnte, denn die wenigen in Koblenz vertretenen Stände lehnten seine Wünsche ab. Als Wortführer der Opposition trat auf diesem Reichstag

zum ersten Mal der Erzkanzler Berthold von Henneberg, der Bischof von Mainz, auf.

Um den Römischen König und dessen Forderungen loszuwerden, bewilligten die versammelten Stände schließlich 94000 Gulden mit dem Hintergedanken, daß der Beschluß auf dem Papier stehen bliebe. Tatsächlich gingen auch nur 16000 Gulden ein. Maximilian disponierte trotz des Mißerfolgs von Koblenz ruhig weiter und war obenauf, als Albrecht von Sachsen den niederländischen Hafen Sluis eroberte, wobei ihm die Engländer geholfen hatten. Das Bündnis mit dem König von England war Maximilians letzte Hoffnung; soeben hatte er befohlen, daß seine Truppen sich in Flandern mit den Engländern vereinigen sollten, als er erfuhr, daß Heinrich VII. sich hinter seinem Rücken mit Karl VIII. ebenso geeinigt hatte, wie es drei Jahre zuvor Maximilian im Frieden von Frankfurt getan hatte.

Maximilian erhielt diese niederschmetternde Nachricht in Burgund. Er war nun vollends isoliert, als Mitte Januar 1493 auch das verbündete Spanien sich mit Frankreich verständigte und unter den Bedingungen des Friedens die Verpflichtung einging, mit dem Römischen König keine Familienbande zu knüpfen. Wir kennen aus dieser Zeit Klagen Maximilians, die an Shakespeares Richard II. erinnern: »Aller Welt Spott sei er geworden, aber er lebe noch jetzt und allezeit der Hoffnung, daß Gott den Gerechten nicht verlassen werde, und gerade denen, die er lieb hat, allezeit Widerwärtigkeiten zufüge.« Für einen Staatsmann ist diese fromme Losung, die das Glück im Untergang findet, gewiß die ungeeignetste, die man sich vorstellen kann.

Maximilian war in dem ganzen Handel von überlegenen Fürsten, nämlich dem klugen Ferdinand von Aragon und dem englischen König benutzt worden, ohne die Rolle, die er dabei spielte, zu durchschauen. Das ist ihm in seinem späteren Leben noch oft genug passiert: selbst die Herrscher kleinerer Staaten wußten bald die Schwächen Maximilians für ihre Zwecke auszunutzen.

Der Ritter Friedrich Kappeler aus Pfirt, ein erprobter Soldat, der in Maximilians Diensten stand, hatte mit 5000 Mann bei Dournon eine überlegene französische Streitmacht geschlagen und die Stadt Arras erobert. Unter diesen Umständen kam der für Maximilian verhältnismäßig günstige Frieden von Senlis am 23. August 1493 zustande, der dem Römischen König mit seiner Tochter Margarethe wenigstens einen Teil ihrer Mitgift an Ländereien zurückgab.

Wider die Ungläubigen

Der Türkenkrieg, der damals anfing, im Leben Maximilians eine beherrschende Rolle zu spielen, ist als ewiges Projekt ein Gegenstand der königlichen Phantasie geblieben. Im Theuerdank, einem der beiden Epen, in denen Maximilian sich verherrlichen ließ, wird das Leben des Helden gekrönt durch die Glorie des Glaubensstreiters. Maximilian hatte, abgesehen von diesem phantastischen Reiz, sehr reale und dringende Veranlassung zu einem

Krieg gegen die Türken gehabt, die im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts verheerende Raubzüge durch Ungarn, Kroatien und selbst bis in die Steiermark zu unternehmen pflegten. Anstatt diesen Raubzügen durch geeignete Maßnahmen zu begegnen, beschäftigte sich Maximilian mit der türkischen Frage in mehr dekorativer Art: er schwärmte als ein Kreuzritter. Bezeichnend ist, daß er 1496 bei feierlicher Gelegenheit ganz in Schwarz gekleidet erschien und den Entschluß aussprach, von dieser Kleidung nicht zu lassen, bis er die Türken besiegt habe. Bereits am 29. Oktober 1494 hatte er in der großen Kirche zu Antwerpen die Abzeichen des Ritterordens vom Heiligen Georg angelegt, und am 15. November erließ er an alle christlichen Fürsten und Völker ein Schreiben mit der Aufforderung, diesem Orden zum Kampf gegen die Türken beizutreten. Derart waren die »Taten«, mit denen Maximilian die orientalische Frage löste.

Unmittelbar nach dem Tod des ungarischen Königs plante Maximilian ein Bündnis zwischen Deutschland, Frankreich, Mailand und Venedig zum Krieg gegen die Türken. Anfang 1492 behauptete er in einem amtlichen Dokument, nur die Tücke Karls VIII. gegen Anna von der Bretagne habe den schon vorbereiteten Zug gegen die Türken vereitelt. Er denkt nicht im Traum daran, daß sein bretonisches Abenteuer die wirkliche Ursache des Scheiterns war. Auf mehreren Reichstagen hat Maximilian den Türkenzug vertreten, energisch sogar, wie man uns berichtet: 1493 schlug er die Einberufung eines Reichstages nach Regensburg vor, wo die Könige von Ungarn und Polen persönlich erscheinen sollten, um über ein gemeinsames Vorgehen zu beraten. So greifbar nahe sah Maximilian die Ausführung seines Vorschlages vor sich, daß

er gleich auf die geeignete Zeit zwischen Pfingsten und Johannis hinwies, wenn das Gras wächst und die türkischen Reiterhorden ihre Streifzüge zu unternehmen pflegten. Später jedoch ist von diesem Reichstag nicht mehr die Rede gewesen. Anscheinend vergaß Maximilian diesen Plan über einer neuen Idee; er wußte nicht einmal sicher, ob seine Tochter Margarethe von den Franzosen auch pünktlich ausgeliefert worden war, als er schon Gesandte nach Ungarn schickte, um König Ladislaus die Hand eben dieser Tochter anzutragen. Ladislaus sollte dann als sein Vertreter im Reich, in Österreich und in den Niederlanden tätig sein, während er selbst als dessen Vertreter die Regierung in Ungarn führen und mit den Türken anbinden wollte.

Dieses Hirngespinst, aus dem natürlich nichts wurde, sollte gleichzeitig die Erbfolge der Nachkommen Maximilians in Ungarn sichern und diesem sofort die ungarischen Streitkräfte zur Verfügung stellen.

Es wurde noch länger mit Ungarn verhandelt, auch mit Venedig. Inzwischen waren die Türken in Kroatien eingefallen und hatten dort fürchterlich gehaust. In der ersten Hälfte des Jahres 1494 forderte Maximilian, der inzwischen durch den Tod seines Vaters auch Herr über Österreich geworden war, seine Vertreter in Wien auf, 10000 Mann gegen die Türken in Marsch zu setzen. Er vergaß dabei nur, daß er über die Einkünfte des Landes bereits zu anderen Zwecken verfügt hatte.



Sultan Soliman II.

Als Maximilian im Herbst 1496 in Italien weilte, kam ohne Geleit ein vornehmer Türke zu ihm, der sich für einen Christen und den Träger einer wichtigen Mission ausgab. Der Fremde gefiel dem Kaiser, und dieser erzählte jenem, daß die »Tücke« des Königs von Frankreich ihn immer noch nötige, sein schwarzes Gewand zu tragen. Er aber sei gewillt, bald seine »Kirchfahrt zum griechischen alten Gott« anzutreten, und er gab dem Türken den Auftrag an den Sultan mit, von den kleinen Grenzräubereien ablassen und seine Kräfte für »ein vermessen Streit« zu sparen und zu rüsten für einen ritterlichen Gang zwischen ihren beiden Heeren. So sicher war Maximilian, daß aus diesem Vorschlag Ernst würde, daß er die Ungarn ermahnte, keinen »ewigen Bestand« mit den

Türken einzugehen. Jetzt, gerade jetzt, sei die rechte Zeit zum Kampf gegen die Ungläubigen.

Ein Jahr später vernahm Maximilian, daß der Türke mit einem Begleiter in Venedig eingetroffen sei und eine Antwort des Sultans bringe. Diese Gesandtschaft war so recht nach dem Herzen Maximilians, und er zeigte sich wieder ganz als der alte Phantast. Nach allen Seiten flogen Boten und Briefe, um die deutschen Fürsten zu bestellen, die als Paladine um ihn sein sollten, wenn der Überbringer der großen Botschaft aus Byzanz einträfe. Jedoch der Türke brachte nur unbestimmte Friedens- und Bündnisangebote des Sultans. Später hörte man von diesem Abenteuer nichts weiter, wohl aber von türkischen Raubzügen an der Grenze. »Der König trug die Unkosten und die Türken taten tausendfältigen Schaden,« so eine Stimme jener Zeit. Die Klagen des Kaisers, daß nicht er, nicht seine einander kreuzenden Projekte und Unternehmungen, sondern die Tücke der anderen ihn daran hindere, gegen die Türken zu ziehen, dauerten bis an sein Ende.

Als 1517 die Bedrohung des christlichen Europa durch die Türken unter dem kriegerischen Selim, dem Eroberer Ägyptens, Papst Leo X. veranlaßte, den Kreuzzug mit Briefen an Franz I. von Frankreich, Maximilian und andere Fürsten zu betreiben und der Papst darin die Redewendung gebrauchte, Gott möge die Ohren der Tauben hörend machen für die Stimme der Wahrheit, fühlte Maximilian sich beleidigt. Er antwortete in einem Brief, daß nicht er, der Kaiser, der Erweckung bedürfe, sondern Seine Heiligkeit samt den Kardinälen: Der Papst selbst solle sich unter dem Banner Christi aufmachen zum Krieg wider die Feinde des Kreuzes. Maxi-

milian werde ihn begleiten und alle seine Kräfte einsetzen. Nur erwünscht sei es ihm, sein zum Greisenalter sich neigendes Leben in Christi Dienst mit dem ewigen zu vertauschen. Wenn der Papst voranginge, würden selbst Weiber und Kinder mit in den Kampf ziehen.

Als der Papst seine Bemühungen fortsetzte und sich anschickte, diese über die Köpfe der Fürsten hinweg zu verwirklichen, entwarf Maximilian einen großen Plan, der, in jeder Hinsicht unausführbar, als eine Phantasterei in der Geschichte fortlebt. Demnach sollten Franz I. und Heinrich VIII. daheim bleiben, um hier gewissermaßen Polizeifunktion auszuüben. Der König von Polen sollte die Führung im Osten übernehmen, während Maximilian an der Spitze eines Heeres von Deutschen und Spaniern nach Nordafrika übersetzen, dort den türkischen Einfluß brechen und im zweiten Jahr Alexandria und Kairo erobern sollte. Ebenfalls im zweiten Jahr sollte dann Franz I. von Italien aus die Westküste der Balkanhalbinsel besetzen, dort die von Ägypten heransegelnden Kreuzfahrer erwarten, und alle gemeinsam sollten dann im dritten Jahr Konstantinopel und Vorderasien erobern, wobei Maximilian dem Schah von Persien eine besondere Rolle zugedacht hatte.



Beinamputation Friedrichs III.

Der letzte Kaiser des Mittelalters

Friedrich III. litt seit Monaten an einem Altersbrand des linken Beins und siechte einsam auf seiner Burg in Linz dahin. Durch seine Gewohnheit, die Türen mit dem Fuß zuzustoßen, hatte er sich ein eiterndes Geschwür am rechten Bein zugezogen, das die Kräfte des im 78. Lebensjahr stehenden Kaisers erschöpfte. Als sich im Frühjahr 1493 sein Fuß schwarz färbte, wurde ihm von den Ärzten das Bein amputiert.

Grünpeck schreibt: »Eines seiner Beine war nämlich durch beständige Eiterung vollständig zerfressen, und so wollte es das Unglück, daß es dahin kommen mußte, daß infolge des Knochenfraßes am Unterschenkel und Schienbein und der Verletzung des Gelenks das ganze Bein von der Fußsohle bis oben hinauf zum Kniegelenk vollständig mit einem eisernen Instrument abgesägt werden mußte. Diese Tücke des Schicksals ertrug der Kaiser weit schwerer als alle die Schmerzen, welche ihm die Säge verursachte. Wie schwer er das Unglück nahm, geht deutlich aus den Klageworten hervor, die er unter den fürchterlichsten Schmerzen an die Chirurgen und die ihn behandelnden Ärzte richtete. Er sagte nämlich: »Weh dir, Kaiser Friedrich III., daß du den scheußlichen Beinamen des Hinkenden bei aller Nachwelt erhalten mußt, weil alles, was von deinen Taten in deinen letzten Lebensjahren aufgezeichnet werden mag, unter diesem häßlichen Titel geschehen wird.« Schließlich als ihm das Bein abgeschnitten

und er es in die Hand genommen hatte, bemerkte er: »Nun ist dem Kaiser und dem Reich zugleich ein Fuß abgesägt! An Kaiser Friedrichs Unversehrtheit hing des Reiches Wohlfahrt, jetzt ist beiden jede Hoffnung benommen, beide sind wir nun vom Gipfel unseres Ruhmes in die Tiefe gestürzt!«

Die unerläßliche Amputation, über die er sogar noch scherzte, »nun seien Kaiser und Reich um einen Fuß kürzer geworden«, überstand er noch, zog sich jedoch wenig später durch unvorsichtiges Fasten, das ihn schwächte und durch den Genuß von Wasser und Melonen die Ruhr zu, die ihn am Mittag des 19. August 1493 dahinraffte, nach einer Regierung von 53 Jahren, die zwar in mancher Hinsicht anfechtbar war, aber durch eine glückliche Konstellation doch den Grund zur höchsten Machtblüte des Hauses Habsburg legte.

Grünpeck schildert sein Ende folgendermaßen: »Nachdem er die Regierung des Reiches 53 Jahre geführt hatte, starb er am 14. Tag vor den Kalenden des September (19. August) im 78. Lebensjahre und zwar eines Todes, wie man sich ihn gelinder und sanfter kaum denken kann, indem das Lebenslicht im Greisenalter nur noch mit schwachem Schimmer leuchtete, wie denn die natürliche Wärme im fortgesetzten Lauf der Tage allmählich abzunehmen pflegt. Er aß nämlich mit ganz besonderer Vorliebe frische Früchte. Während er nun an dem betreffenden Tag gerade das Fest der Himmelfahrt der heiligen Jungfrau Maria (15. August) beging und deshalb nur Wasser und Brot zu sich genommen hatte, ihm aber dann vor dem Genuß der Morgensuppe Melonen dargereicht wurden und er seiner Eßlust bisher, wenn ihm dergleichen leckeres Obst angeboten wurde, nachzugeben gewohnt war, so führte er unverzüglich die unreife Frucht dem nüch-

ternen Magen zu. Durch deren kalten Saft ist aber das bißchen Lebenswärme, das noch übrig geblieben war, gar bald vollständig erloschen. So hat er denn ohne Beschwerde seine Seele ausgehaucht und hinterließ als ein Vermächtnis das ruhmvolle Andenken, wie es ja auch in den Geschichtsbüchern eingeschrieben ist, daß keiner der Kaiser von des erlauchten Herrschers Augustus Zeiten ab die Zügel der Herrschaft länger, rechtschaffener und mit gleicher Milde geführt habe. Denn nachdem er 53 Jahre geherrscht und einem großen Teil des gesamten Erdkreises den Frieden wiedergegeben hatte, schied er aus dieser Welt und fuhr zum Himmel auf.«

Seine Eingeweide wurden in der Linzer Stadtpfarrkirche beigesetzt, der Leichnam nach Wien überführt.

Er ist der erste deutsche Herrscher, der sein Grab in Wien findet. Bereits seit 1467 war der von Straßburg nach Wien berufene Bildhauer Niklas Lerch mit dem Grabdenkmal beschäftigt, das sich Friedrich selbst errichten wollte. Doch war bei seinem Tod erst der prachtvolle Deckel des Sarkophages fertig, der die lebensgroße Figur des Kaisers im Ornat und umgeben von Wappenschilden zeigt.

Der von Linz nach Wien überführte Leichnam wurde am 28. August vorläufig in einer Gruft des südlichen Seitenchores von St. Stephan beigesetzt, wobei nur das »Hofgesinde« und die Geistlichkeit anwesend waren.

Das eigentliche Leichenbegängnis wurde erst nach dem Ende des Türkenfeldzuges am 5. und 6. Dezember 1493 im Stephansdom feierlich begangen, da es auf Wunsch Maximilians mit ganz ungewöhnlichem Prunk und im Beisein zahlreicher fürstlicher Gäste und Abordnungen stattfinden sollte.

In der Zwischenzeit wurden bei St. Stephan allein 8422 Messen für das Seelenheil des Kaisers gelesen.

Der Chor des Domes war vollständig mit schwarzen Tüchern verhangen und in der Mitte des Gotteshauses stand ein Trauerkatafalk, der mit den kaiserlichen Insignien und den Abzeichen des Goldenen Vlieses bestickt war. Das Ganze wurde von fast tausend Wachskerzen feierlich beleuchtet. Der kaiserliche Herold hielt die Ehrenwache und der Erzbischof von Salzburg feierte das Requiem.

In langem Zuge führte Maximilian die Trauergäste selbst in den Dom. Der Papst, die Könige von Frankreich, England, Ungarn und Sizilien, die deutschen Kurfürsten waren durch besondere Gesandte vertreten; viele deutsche Fürsten, Erzbischöfe und Bischöfe hatten sich persönlich eingefunden, ebenso die Vertreter der Stände aller Länder, die mit ihren Herolden und Panieren erschienen waren. Es war wohl eine der glänzendsten Versammlungen, die sich jemals im Stephansdom zusammengefunden hatte. Zuerst sang der Erzbischof von Salzburg, dann der Bischof von Veszprim das Requiem, wobei 24 Bischöfe und Prälaten in prunkvollen Ornaten assistierten. Ein Mitglied der Universität, der Theologe Bernhard Berger, hielt die Trauerrede in lateinischer Sprache, worauf ein Opfergang stattfand, an dem alle Fürsten teilnahmen, die Maximilian selbst wieder in die Burg zurückgeleitete. Während der Feierlichkeiten wurden in den übrigen Kirchen Wiens 662 Trauermessen gelesen.

Meister Niklas Lerch, der aus Leiden stammte, starb im gleichen Jahr wie der Kaiser. Das 40000 Dukaten teure Grabmal wurde nach den von ihm stammenden Entwürfen ausgeführt und 1513 von dem Wiener Bildhauer Mathias



Dichter vollendet. Es ist von rotem, weißgeäderten Salzburger Marmor ausgeführt und stellt einen mächtigen, reichgegliederten Sarkophag vor, der auf einem abgestuften Sockel steht und von einem durchbrochenen, von Figuren getragenen Geländer umgeben ist. Die Leiste des Sargdeckels ist mit Wappenschilden geschmückt; die figürlichen Darstellungen an den Seiten des Sarkophages stellen die frommen Stiftungen des Kaisers dar, »deren Gebet für sein Seelenheil zum Himmel emporsteigt«. Im ganzen enthält das Monument 240 Figuren, die bis in alle Einzelheiten scharf durchgebildet sind. An Reichtum der Erfindung und sorgfältiger Ausführung der Arbeit gehört das Grabmonument Friedrichs III. zu den vorzüglichsten Bildhauerarbeiten und ist unbestritten das größte Kunstwerk, das der Stephansdom aufweist.

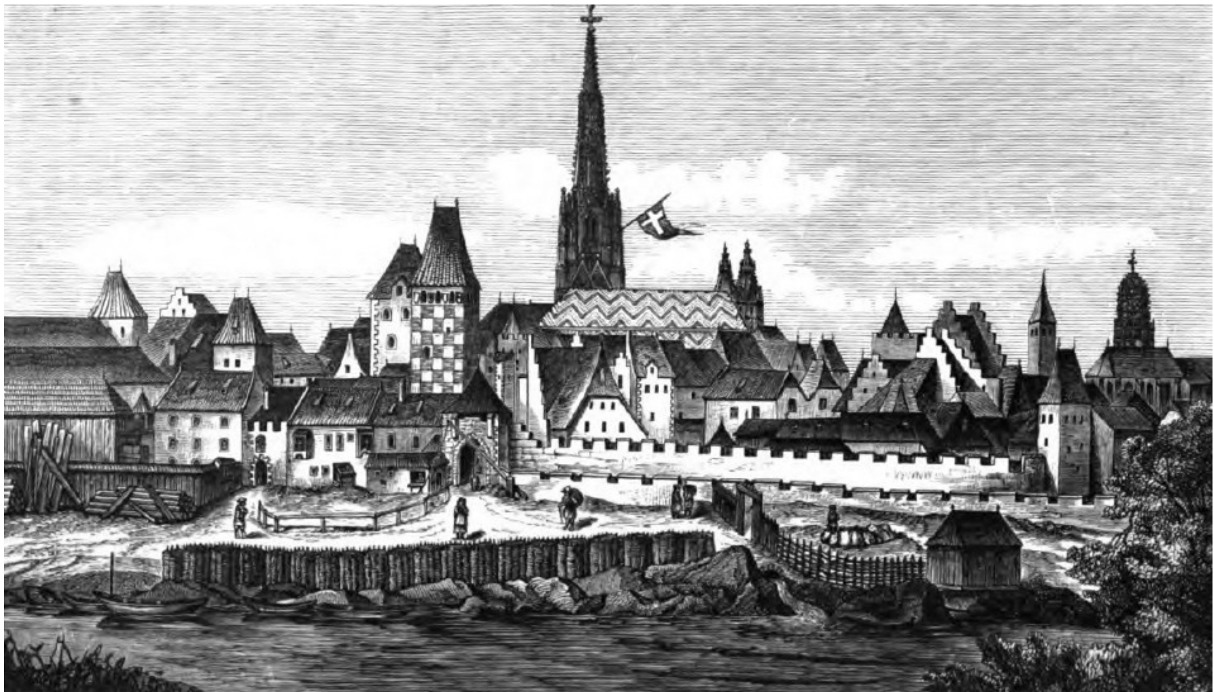
Die Beisetzung der kaiserlichen Leiche in diesem Grabmal fand erst am 1. November 1513 statt. Im Beisein des Bischofs Georg Slatkonia, der Geistlichkeit und Universität, der Stände und des Rates wurde der Sarg aus der Gruft gehoben und im Prachtwerk Meister Lerchs geborgen. Der Historiograph Johannes Cuspinianus hielt die Leichenrede und die Stadt Wien verteilte eine aus diesem Anlaß geprägte silberne Gedenkmünze mit dem Bildnis Friedrichs III.

Wir haben eine Beschreibung des spätmittelalterlichen Wien um das Jahr 1451 aus der Feder des Enea Silvio Piccolomini, des nachmaligen Papstes Pius II. Unter allen Städten, welche die Donau bespüle, sagt er, sei keine reicher, keine bevölkerter, keine anmutiger. Sie zählt 50000 Kommunikanten; die Ringmauer der Stadt mißt zweitausend Schritte, weitläufige Vorstädte sind gleichfalls von Wall und Graben umgeben.

Die Häuser der Bürger sind hoch und geräumig, wohl geziert, gut und fest gebaut, besitzen einen angenehmen Hofraum und große heizbare Stuben. Überall gibt es bereits Fenster aus Glas und Türen und Gitter meist von Eisen. Vögel singen in den Stuben und zahlreiches und köstliches Gerät erblickt man darin. Die Häuser tragen hohe Giebel, sind meist von außen und innen bemalt, durchweg von Stein, jedoch meist mit Schindeln, seltener mit Ziegeln gedeckt.

Sehr individuell ist diese Schilderung nicht, von Nürnberg und anderen Reichsstädten konnte das gleiche gelten. Charakteristischer ist, was Piccolomini vom Leben in der Stadt erzählt. Unglaublich sei die Menge der Lebensmittel, die täglich in die Stadt geführt würden: gebackenes Brot, Fleisch, Fische ohne Zahl, Wagen voller Eier und Krebse. Dennoch verschwinde dies alles zur Vesperzeit. Die Weinlese vor der Stadt dauere vierzig Tage: Jeden Tag kämen dann zwei- bis dreihundert Weinfuhrwerke in die Stadt und man brauche täglich wohl 1200 Pferde. Die Menge des Weins sei unglaublich, sehr viel davon werde mit großer Anstrengung stromaufwärts geführt. Es mache auch keine Unehre, einen Weinausschank im Haus zu betreiben, fast alle Bürger haben einen solchen, heizen ihre Stuben, führen gute Küche, die sie

umsonst geben, nur damit die Leute trinken. Dafür würden sie freilich im Maß verkürzen. Das Volk halte sehr auf Speis und Trank: was es die Woche über verdient habe, werde am ersten Feiertag wieder verzehrt.



Wien um 1483

Die Stadt Wien hatte damals bereits den Umfang der heutigen Inneren Stadt. Wie sie sich von der Donauseite, in der Gegend der heutigen Ferdinandbrücke ungefähr darstellte, zeigt ihre älteste Ansicht aus dem Jahre 1485, acht Jahre vor Friedrichs Tod. Der Stephansdom hatte im Wesentlichen schon das jetzige Aussehen: 1433 war ja der hohe Südturm vollendet worden, das Wahrzeichen Wiens damals wie heute. Ansonsten ist noch die gotische Kirche Maria Stiegen zu erkennen. Aber es bestanden noch viele andere Gotteshäuser,

so die Peterskirche, St. Ruprecht, Kirche und Kloster der Schotten, der Minoriten, der Predigermönche, die alle noch heute, wenn auch zum Teil in sehr veränderter Gestalt vorhanden sind.

Seit 1156 war die Stadt ständiger Wohnsitz der Herzöge von Österreich; die Markgrafen hatten in Melk, in Wieselburg an der Erlauf und auf dem Kahlenberge residiert. Die erste landesfürstliche Burg stand, wie dies im Mittelalter häufig war, außerhalb der Stadt auf dem Platz, der noch heute »Am Hof« heißt. Jedoch bereits zu Anfang der 13. Jahrhunderts wurde sie durch ein neues Gebäude ersetzt, das Herzog Leopold der Glorreiche sich am südwestlichen Ende der Stadt erbauen ließ; es nahm den Platz des Schweizerhofes ein. In dieser Burg hausten die Babenberger bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1248. Danach bezog sie Ottokar von Böhmen, wenn er in Wien weilte; zu Weihnachten 1278 betrat Rudolf von Habsburg sie zum ersten Mal und blieb bis Ende 1281. Von 1283 an war sie dann die Residenz des Hauses Habsburg.

Friedrich III. liebte die Stadt nicht, seitdem ihn 1463 die Wiener in seiner Burg belagert, die Kaiserin zur Flucht genötigt und dabei auch noch gröblich verhöhnt hatten. Seitdem zog er, wenn er in Österreich weilte, Wiener Neustadt vor. Es ist darum sehr wahrscheinlich, daß er das prächtige Grabmal, das er sich bei dem Straßburger Bildhauer Niklas Lerch bestellt hatte, nicht in Wien, sondern in der Kirche des von ihm gestifteten Neuklosters in Wiener Neustadt, wo er auch seine Gemahlin bestatten ließ, aufgestellt haben wollte. Warum ihn sein Sohn und Nachfolger, der den Wienern auch nicht besonders hold war, doch in Wien beisetzen ließ, wis-

sen wir nicht. Der große Flügelaltar in der Nähe des Grabmals stammt aus der Kirche des Neuklosters in Wiener Neustadt und trägt die bekannten fünf Buchstaben AEIOU.

Friedrich III. war im Laufe seines erstaunlich langen Lebens fast schon zur Legende geworden. Er hatte 53 Jahre lang regiert und damit noch den Kaiser Augustus übertroffen, mit dem er den Todestag gemeinsam hat. Er hatte alle Päpste, Könige, Kurfürsten und übrigen Großen seiner Zeit lange überlebt.

Die beste und prägnanteste Charakteristik Friedrichs hat Ranke gegeben: »Friedrich III. hatte sich in einem langen Leben angewöhnt, die Dinge der Welt mit großer Seelenruhe anzusehen. Seine Zeitgenossen haben ihn abgebildet, wie er bald Edelsteine auf der Goldwaage abwägt, bald wie er, den Himmelsglobus in der Hand, sich mit ein paar Gelehrten über den Stand der Gestirne bespricht.



Friedrich III.

Er glaubte an die verborgenen Kräfte, welche Natur und Geschick regieren. Mochte dann auch schon in seinen jüngeren Jahren seine portugiesische Gemahlin mit dem Feuer und der Weltanschauung einer Südländerin ihn auffordern, sich zu rächen — denn ein Mann, der sich nicht räche, sei nicht wert, seine Blöße zu decken — so antwortete er nur, mit der Zeit belohne und strafe und räche sich alles. Es brachte wenig Eindruck auf ihn hervor, wenn man ihm die Mißbräuche bei seinen Gerichten vorstellte: er meinte, es gehe nirgendwo ganz recht und ganz gleich her.

Man machte ihm einst von Seiten der Fürsten Vorhaltungen wegen des Einflusses, dem er seinem Rat Prüschenk gestatte; er erwiderte: ein jeder von ihnen werde auch seinen Prüschenk zu Hause haben. In allen Verwicklungen der Geschäfte begleitete ihn dieser Gleichmut. Als die 1449 zum Kriege gerüsteten Städte und Fürsten seine Vermittlung zurückwiesen, ließ er es gut sein: er sagte, er wolle warten, bis sie einander ihre Häuser verbrannt, ihre Saaten vernichtet; alsdann würden sie schon von selbst kommen und ihn ersuchen, sie auszusöhnen, was denn auch in kurzem geschah.

Die Gewaltsamkeiten, welche König Matthias über sein Erbland Österreich verhängte, erregten nicht etwa sein Mitleid; er knüpfte nur die Bedingung daran, man habe das dort um ihn verdient: ihm habe man nicht gehorchen wollen; darum müsse man jetzt den Storch als König dulden, wie jene Frösche in der Fabel.

Zu seinen eigenen Angelegenheiten verhielt er sich fast wie ein Beobachter: er sah in den Dingen die Regel, von der sie abhängen, das Allgemeine, Beherrschende, das sich nach kurzer Abweichung wiederherstellt. Von Jugend auf war er in

Widerwärtigkeiten verwickelt gewesen; hatte er auch weichen müssen, so hatte er nie etwas aufgegeben; zuletzt hatte er noch allemal die Oberhand behalten. Die Behauptung seiner Vorrechte war für ihn umsomehr der oberste Grundsatz seines Tun und Lassens, da sie großenteils durch den Besitz der Kaiserwürde eine ideale Beziehung empfingen. Entschloß er sich doch nur mit Mühe, seinen Sohn zum Römischen König wählen zu lassen: ungeteilt wollte er die höchste Würde mit ins Grab nehmen. Auf jeden Fall gestattete er ihm keinen selbständigen Anteil an der Verwaltung der Reichsgeschäfte: er hielt ihn, auch als er König war, noch immer als den Sohn vom Hause; er räumte ihm nie etwas anderes ein, als die Grafschaft Cilli: »denn das Übrige werde er ja doch zeitig genug bekommen.«

Er ist in ihm eine Sparsamkeit, die an Geiz, eine Langsamkeit, die an Untätigkeit, eine Zähigkeit, die an die entschiedenste Selbstsucht streift; allein all dieses Wesen ist doch zugleich durch höhere Beziehungen dem Gemeinen entrissen. Es liegt ihm ein nüchterner Tiefsinn zugrunde, eine ernste Ehrenfestigkeit; der alte Fürst hatte auch als Verjagter, als Hilfesuchender eine persönliche Haltung, welche die Majestät nicht sinken läßt. In demselben Stil waren seine Vergnügungen, wie, als er einst in Nürnberg alle Kinder aus der Stadt, auch die kleinsten, die eben erst gehen gelernt, in den Stadtgraben kommen ließ; da weidete er seine Augen an dem heranwachsenden Geschlecht, dem die Zukunft beschieden war; dann ließ er Lebkuchen bringen und verteilen: da gedachten die Kinder Zeit ihres Lebens des alten Herrn, den sie noch gesehen. Den vertrauteren Fürsten gab er zuweilen ein Gelage auf dem Schloß. So abgemessen sonst seine Mä-

ßigkeit war, so prächtig mußte es dann dabei hergehen; bis in die tiefe Nacht, wo er überhaupt erst zu leben begann, behielt er seine Gäste bei sich; auch seine gewohnte Schweigsamkeit hörte auf: er fing an, von seinen vergangenen Jahren zu erzählen; seltsame Ereignisse, züchtige Scherze und weise Reden führte er ein; unter den Fürsten, die alle um vieles jünger waren, erschien er wie ein Patriarch.« Soweit Ranke über Friedrich III.

Mit Friedrich stirbt der letzte Kaiser des Mittelalters, ein ganz und gar »gotischer« Mensch. Zwei Jahre nach seines Vaters Tod läßt Maximilian das Verließ in der Nürnberger Margarethenkirche öffnen, wo Friedrich seinen Schatz eingemauert hatte: zutage kommen 63 Kisten, mit Gold und Juwelen bis zum Rande gefüllt. Man schätzt ihren Wert auf etwa eine Million Gulden, eine unvorstellbare Summe! Sie werden auf 21 Wagen verladen und nach Nördlingen, von da nach Wiener Neustadt verbracht.

VIERTER TEIL

ERWÄHLTER RÖMISCHER KAISER

Das Reich und Italien

Maximilian war nun im Reich und in seinen Erblanden Alleinherrscher. Er ließ seinen fünfzehnjährigen Sohn Philipp für mündig erklären und beschäftigte sich damit, diesen und seine Tochter Margarethe zu verheiraten. Das gelang ihm auf vorteilhafte Weise: die Doppelheirat, die er zwischen seinen Kindern und denen Ferdinands und Isabellas von Spanien zustande brachte, ist von allen politischen Unternehmungen Maximilians die erfolgreichste gewesen. Margarethe wurde 1496 mit Juan von Asturien vermählt, der noch im gleichen Jahr starb. Philipp heiratete die Schwester Juans, die Prinzessin Juana, die später »die Wahnsinnige« genannt wurde. Der Sohn Philipps und Juanas, Karl, wurde bekanntlich nicht nur der Erbe des spanischen Reiches, sondern auch als Karl V. der Nachfolger Maximilians in der deutschen Kaiserwürde.

In den italienischen Angelegenheiten, die eben anfingen, die europäische Politik unmittelbar zu beeinflussen, hatte sich Maximilian durch eine Heirat die Hände gebunden, zu der er sich 1494 entschloß. Anscheinend war es allein die Mitgift von 400000 Dukaten und einem Juwelenschatz, die ihn veranlaßte, die Nichte Lodovico Sforzas, die Prinzessin Maria Bianca, zu heiraten.

Italien lebte Anfang 1496 je nach Parteirichtung in Furcht vor oder in Hoffnung auf einen neuen Italienzug Karls VIII. von Frankreich. Besonders Mailand und Venedig suchten dies mit aller Kraft zu verhindern. Sie nahmen deshalb im Mai 1496 Maximilian förmlich als Condottiere in ihren Dienst: gegen je 30000 Dukaten von den beiden italienischen Mächten sollte er auf drei Monate 2000 Reiter und 4000 Mann Fußtruppen persönlich nach Italien führen. Maximilian hoffte, damit den Romzug und seine Kaiserkrönung verbinden zu können. Dieser Vertrag kostete ihn jedoch sein letztes politisches Ansehen. Im verbündeten Venedig errichtete man ihm zum Spott einen Reichsadler und schrieb dazu: Alta peto, sed numquam muscam capio — ich erstrebe Großes, fange jedoch nicht einmal eine Fliege. Trotz der Bezahlung durch Mailand und Venedig kam Maximilian während des Feldzugs nie aus den Geldnöten heraus. Am 12. August ging er nach Italien und versuchte Livorno zu nehmen, das Florenz und damit der französischen Partei gehörte. Jedoch blieben alle seine Anstrengungen vergeblich. Geldmangel, Krankheiten unter den Soldaten und der Ablauf ihrer Dienstzeit zwangen Maximilian am 14. November 1496, die Belagerung Livornos aufzuheben. Der ganze Zug hatte ihm nichts als Schulden und Enttäuschungen eingebracht. In Italien war sein Ansehen auf den Nullpunkt gesunken.

Auch in Deutschland war die Stimmung der Reichsstände nach der eigenwilligen Eskapade des Königs denkbar schlecht. Für August 1496 hatte Maximilian einen Reichstag nach Lindau einberufen, in der Hoffnung, die Stände in den italienischen Krieg hineinziehen zu können. Da der König in Italien weilte, fiel die führende Rolle Berthold von Mainz zu.

Der versuchte hartnäckig und mit großer Gewandtheit den Gemeinen Pfennig zu retten, indem er dessen allgemeine Erhebung doch noch durchsetzte. Nur ein Teil der Fürsten war dazu einigermaßen gewillt, die anderen suchten nach Ausflüchten und Vorwänden, diese Steuer nicht zu erheben. Die besten bot der König selbst: hatte er nicht die Wormser Beschlüsse vielfach durchlöchert, Krieg in Italien begonnen, ohne die Stände zu fragen – angeblich nur in seiner Eigenschaft als Erzherzog von Österreich; aber auch das verstieß gegen die Wormser Beschlüsse, die allen Gliedern des Reiches eigenmächtige Kriegführung verboten. Die entscheidende Frage war, ob dem König nachgesehen werden sollte, daß er den Ertrag des Gemeinen Pfennigs aus den österreichischen Erblanden und Burgund unmittelbar an sich genommen hatte, statt ihn, wie vorgesehen, der Kontrolle des Reichstags zu unterstellen. Wurde dies geduldet, so war der ganze habsburgische Besitz praktisch den Wormser Beschlüssen nicht unterworfen; wurde es verhindert, gelang es, die Kontrolle über die Erblande in diesem Punkt durchzusetzen, so war ein entscheidender Sieg der ständigen Reichsidee der Reformer über den Partikularismus der Fürsten durchgesetzt.

Es kam zu einem Skandal, als Maximilian eine lange, im Zorn geschriebene »Entschuldigung« nach Lindau schickte und deren Verlesung und Veröffentlichung verlangte. Alle Bemühungen seiner Räte gegen diese Anordnung waren vergeblich, und die Verlesung mußte am 8. Februar 1497 vor dem Reichstag erfolgen. Die Stände waren zuerst »vast und ser erschrocken«, einigten sich jedoch bald auf eine ganz ruhige Antwort. Der Reichstag verlief ohne Ergebnis, denn Ma-

ximilian selbst erschien nicht. Ihn nahm seine Jagdleidenschaft ganz in Anspruch, außerdem fehlte es ihm an Geld. Seine Verstimmung wechselte mit flüchtigen Plänen: um jene Zeit war es, daß er den geheimnisvollen Türken empfing und an einen Kreuzzug dachte. Auch auf einem neuen, nach Worms einberufenen Reichstag erschien er nicht: er hatte schon wieder »mehrere Sehnen an seinen Bogen geknüpft«. Die Unzufriedenheit mit dem Kaiser, der sich um keine Abmachung kümmerte, wuchs und auch der versöhnlichere Ton, zu dem er sich jetzt bequemte, gewann ihm die Stände nicht.

Nach der Niederlage in Italien hielt Maximilian sich nach außen hin eine Zeitlang zurück. Schon seine Finanzlage zwang ihn dazu. Neue Pläne zu einem Türkenkrieg blieben reine Luftschlösser. Mehr Bedeutung hat der Versuch, die Verwaltung der Erblande straff zu zentralisieren: damit wurde der Grundstein zu einem modernen Staat gelegt. Maximilian wollte sich damit einen Zaum anlegen: ohne Bewilligung der Hofkammer sollte keine Geldanweisung des Herrschers gültig sein. Jedoch blieb es in diesem Punkt beim guten Vorsatz, denn Maximilian ließ die neugeschaffenen Behörden zum Teil wieder eingehen. Seine Finanzpolitik besserte sich keineswegs.

Auch seine außenpolitische Zurückhaltung war nicht von Dauer. Am 7. April 1498 starb Karl VIII. von Frankreich. Sein Nachfolger aus einer Nebenlinie, Ludwig XII., nahm als Enkel einer Visconti sofort den Titel eines Herzogs von Mailand an. Es war nur eine Frage der Zeit, wann er das Reichslehen auch tatsächlich beanspruchen würde. Wenn der französische König damit auch auf äußerst fragwürdiger Rechts-

grundlage eine Konflikt mit dem Reich hervorrief, so ging Maximilian noch wesentlich weiter: er brach gegen alle Verträge einen Krieg mit Frankreich vom Zaum. Trotz der Friedensschlüsse von Arras und Senlis forderte er von Ludwig XII. das Herzogtum Burgund für sich und seinen Sohn Philipp zurück. Das Erbe Karls des Kühnen sollte doch noch ungeschmälert in die Hand von dessen Enkel kommen. In der Tat rückte er mit einigen Truppen in Burgund ein, in der Hoffnung, das Reich und die Niederlande hinter sich herzuziehen. Beide enttäuschten ihn; am bittersten unter dem Einfluß niederländischer Räte sein eigener Sohn. Dieser gab in einem Vertrag mit Frankreich das Herzogtum Burgund praktisch endgültig auf. Aber auch im Reich war niemand mit der Herausforderung des westlichen Nachbarn einverstanden. Kurfürst Friedrich von Sachsen wurde mit der Vermittlung beauftragt. Nach einem erfolglosen Feldzug zogen Maximilians Truppen nach Norden ab. Das ganze Unternehmen erwies sich als ein Schlag ins Wasser. Dieser Mißerfolg hinderte Maximilian jedoch nicht, gleich anschließend die Unterwerfung Gelderns erneut zu versuchen; jedoch auch damit scheiterte er.

Dabei stand bereits im Südwesten eine schwarze Wolke drohend am Himmel: die Gefahr eines Krieges mit den Schweizern. Die Schwierigkeit lag dabei nicht nur in dem traditionellen Verhältnis Habsburgs zur Schweiz, nämlich in der Erinnerung an zwei Jahrhunderte schwerer Kämpfe und Spannungen. Es ging dabei um die Angrenzung der Eidgenossenschaft, die ja im 15. Jahrhundert noch nicht die heutige Ausdehnung hatte. In das noch selbständige, nur ganz lose organisierte Graubünden hinein suchte sich z. B. die Ti-

roler Regierung auszudehnen, wogegen die Mahrzahl der Gebiete Rückhalt bei der Schweiz suchte und fand. Andererseits wollte die Reformbewegung im Reich zunächst die gesamte Schweiz in ihre Ordnung einbeziehen, wozu dort jedoch keinerlei Neigung bestand. Den Landfrieden hatte man längst selbst organisiert, Reichskammergericht und Gemeinen Pfennig empfand man als auswärtige Einmischung in ureigene Angelegenheiten. Die Schweizer verlangten ihre völlige Freistellung von den Reformmaßnahmen. Es war klar, daß eine so sehr gegen das bisherige Recht verstoßende Forderung im Reich stärksten Widerstand hervorrufen mußte. Dazu kam, daß die Schweiz über den Zusammenschluß des Schwäbischen Bundes verärgert war. Sie glaubte nämlich, er sei gegen sie gerichtet. Da er ein Bund der Herren, Fürsten und Städte war, schrieb man ihm in der Schweiz die Absicht zu, die Freiheit der Bauern vernichten zu wollen. Und soviel war in der Tat richtig, daß beim süddeutschen Adel die alten, von den Schweizern erlittenen Wunden noch brannten und der soziale Haß gegen die Bauern groß war. Schließlich entwickelte sich auch zwischen den deutschen Landsknechten und den Schweizern eine heftige Rivalität, die von deutscher Seite durch törichte Prahlereien und unflätige Beleidigungen bis zur Weißglut gesteigert wurde.

Der Schweizerkrieg

Anfang Februar 1499 lagen sich die Gegner bei Klein Mels auf beiden Seiten des Rheins gegenüber. Die Reichstruppen ersetzten mangelnde Kampferfahrung durch Prahlereien und Schmähungen. Nächtelang ertönten nachgeahmte Kuhlaute über den Rhein. Die Landsknechte erklärten, man solle sie mit den Kuhmäulern und Kuhgehern nur machen lassen: jeder von ihnen werde mit drei Schweizern fertig. Um ein Gottesurteil herauszufordern, stießen sie für sich ein Fohlen, für die Schweizer ein Kalb in den Fluß. Als das Fohlen ertrank, fluchten sie: »Gott ist ein Schweizer geworden!« und warfen ein Kruzifix hinterher, damit es getauft ihnen geneigter sei. Die Schweizer schwiegen zu all dem, ließen jedoch Taten sprechen, indem sie den Rhein durchwateten und den Königlichen die erste große Niederlage jenes Krieges beibrachten.

Nun begann ein Raubkrieg von unvorstellbarer Grausamkeit. Bei den Königlichen fehlte ein einheitlicher Kriegsplan; Disziplinlosigkeit und Geldmangel lähmten ihre Aktionen. Endlich erschien Maximilian persönlich und übernahm die Führung des Krieges. In Überlingen fand er verzweifelte Zustände vor: der Schwäbische Bund befand sich in Auflösung, die Adeligen waren kampfesmüde, die Truppen desertierten und die Fürsten rührten sich nicht.

Götz von Berlichingen schreibt in seinen Lebenserinnerungen über den Schweizerkrieg: »Darnach sammleten sich die

Kaiserlichen und Reichs-Städt wieder und zogen mit Nacht hinein gen Constanz, und stieß der Kaiser in der Nacht auch zu uns; der hatt ein kleines grünes altes Röcklein an und ein grünes Stutz-Käpplein und ein großen grünen Hut darüber, daß ihn keiner für einen Kaiser gefangen genommen oder angesehen hätt. Ich aber als ein Junger kannt' ihn bei der Nasen, daß Er's war; denn ich hatt ihn davor, wie gemeldt, auf etlichen Reichstägen, da ich bei meinem Vetter war, gesehen.

Der Kaiser Maximilian hatt' ein guten Anschlag vor, denn wir kamen, wie gemeldt, bei der Nacht und in der Stille dahin gen Constanz mit allen Haufen zu Roß und Fuß, wie sich's gebührt. Nun hielt gerade der Kaiser Maximilian und Markgraf Friedrich samt etlichen Hauptleuten und Räten bei einander, und führt' ich meinem Herrn, dem Markgrafen, einen großen Spieß nach samt einem großen Fahnen daran, und war der Spieß weiß und schwarz gemalt, der Fahnen auch weiß und schwarz; und hatt ich auf dem Helmlein eine große Feder, die war auch weiß und schwarz, die stund stracks über sich. Wie mich nun der Kaiser ersieht, so reit er von dem Markgrafen zu mir und spricht, wem ich zustehe? Da sagt ich: »Meinem gnädigsten Fürsten und Herrn, dem Markgrafen Friederichen.« Da hebt er an und spricht: »Du hast einen langen Spieß und einen großen Fahnen daran; reit mit mir dorthin zu jenem Haufen, bis daß des Reichs Fahnen, der Adler, von Constanz heraus kommt.«

Das tät ich nun, dieweil ich den Kaiser kannt und wußt, daß ers war. Fragt derohalben niemand und kam also neben Schenck Christophen von Limburg, der hielt mit einem Fahnen neben sich. Das währet etwa eine halbe Stunde, ein biß-

chen mehr oder weniger. Da gab man Schenck Christophen von Limburg den Adler, des Reichs Fahnen, in seine Hand. Das ist das erst und letzte Mal, daß ich im Feld des Reichs Adler hab fliegen sehen.«

Mit Energie brachte Maximilian schließlich doch eine Streitmacht zusammen, aber Lebensmittel fehlten und die schwäbische Ritterschaft fürchtete die Schweizer Bauern. In ganz Tirol herrschte Hungersnot, selbst im königlichen Lager hatte man nichts zu essen. Mißmutig zog sich Maximilian nach Lindau zurück, um von dort aus zu einem großen Schlag gegen das Schweizer Oberland auszuholen. Da traf eine Hiobsbotschaft ein: Der Graf von Fürstenberg hatte in der Nähe von Basel 16000 Mann zusammengezogen, die von 4000 Eidgenossen, die deutsche Feldzeichen trugen, überfallen und fast vollständig aufgerieben wurden. Bei dem Blutbad kamen der Feldherr und die meisten Unterführer ums Leben.

Wilibald Pirckheimer hat einen lateinisch verfaßten Augenzeugenbericht über die Greuel des Schweizerkrieges hinterlassen, der hier in deutscher Übersetzung wiedergegeben wird: »Auf diesem Wege kam ich durch ein großes verbranntes Dorf, an dessen Ausgang mir zwei alte Frauen begegneten, die einen Zug von fast vierzig kleinen Knaben und Mädchen gleich einer Herde vor sich hertrieben. Sie waren alle von äußerster Magerkeit und im Gesicht fahl wie der Tod, ein grauenerregender Anblick. Ich fragte die Weiber, wohin diese klägliche Schar von ihnen geführt würde. »Das wirst du gleich sehen«, kam die Antwort aus einem Munde, der sich vor Schmerz und Hunger kaum auftun konnte. Die Kinder waren nun an einer Wiese angelangt. Hier ließen sie sich auf

die Knie nieder und begannen die Kräuter abzuweiden, nur daß sie diese nicht wie das Vieh mit dem Maul, sondern mit den Händen abrupften. Sie hatten auch schon gelernt, die bitteren und unbekömmlichen Kräuter von den schmackhaften zu unterscheiden. Namentlich war es der Sauerampfer, nach dem sie suchten. Ob eines solchen nie gesehenen Schauspiels stand ich lange starr und wie geistesabwesend. »Seht ihr nun«, sagte die eine Alte, »wohin ich diese Unglückskinder geführt habe, denen es besser geworden wäre, sie wären nie geboren? Das Schwert hat ihre Väter getötet, die Mütter erlagen dem Hunger, ihr Gut ward den Feinden zur Beute, ihre Häuser wurden ein Raub der Flammen. Wir beiden elenden Alten sind allein übrig geblieben, diese Unseligen auf die Weide zu treiben und sie, solange es geht, am Leben zu erhalten. Doch bald, so hoffen wir, hat uns alle der Tod erlöst. Anfangs waren es noch einmal so viele, aber täglich werden einige vom Hunger dahingerafft.«

»Als ich dies gesehen und gehört hatte«, bricht Pirckheimer seine Erzählung ab, »konnte ich meine Tränen nicht zurückhalten, während ich das elende Los der Menschen beklagte und die Furie des Krieges verwünschte.«

Aber auch Pirckheimers Mannschaft litt Mangel am Nötigsten. Und als sie über die vom schmelzenden Schnee schlüpfrigen und mühsam zu begehenden Wege glücklich in Bormio angekommen waren, Pirckheimer immer zu Fuß allen voran, wartete eine schwere Enttäuschung auf sie. Die Proviantkolonne war nicht da. Notdürftig belud man fünfzig Saumtiere, mit denen man nun, wieder auf beschwerlichen Gebirgspfaden, zum Teil sogar auf Leitern, den Anschluß an das königliche Heer suchte. Mit diesem kam Pirckheimer am

6. Juni bei Einbruch der Dunkelheit ins Engadin. Doch welchen Anblick bot dieses von Pirckheimer als lieblich geschilderte Tal! Die Bündner, für den offenen Kampf zu schwach, hatten ihr Land zur Wüste gemacht und die Ortschaften angezündet. Das ganze schöne Engadin war ein Flammenmeer, überall stürzten krachend die Häuser ein. Den Königlichen blieb nichts anderes übrig, als schleunigst das verwüstete Land zu verlassen.

Der Weg führte über den Ofenpaß durch das Münster- und Taufererttal ins obere Vinschgau. Der Tag – es war wohl der 9. Juni – war heiß, die Soldaten brüllten vor Hunger. Pirckheimer sah verschiedene, die den Verstand verloren hatten. Die Soldaten verschlangen Gras und Kräuter wie die Tiere. Zum Glück gab es überall Wasser, um wenigstens den brennenden Durst zu löschen. Natürlich versuchte nun jeder auf eigene Faust etwas Eßbares aufzutreiben. Die Folge war, daß das ganze Heer auseinanderlief. Bei Pirckheimer waren am 10. Juni nur mehr vier Reiter geblieben, mit denen er nach Pfunds ritt, wo sich damals der König aufhielt. Unterwegs war er noch Zeuge eines schrecklichen Schauspiels. Wie von ungefähr kam ein Bauer mit einem gewaltigen Weinfaß auf einem Karren daher. Die Soldaten fielen wie die Wilden darüber her. Die einen bohrten mit ihren Spießen Löcher in das Faß, andere schossen sogar hinein, sodaß der Wein auslief und nun mit den Helmen aufgefangen wurde. Einer drängte den anderen zurück, darüber kam es zu Mord und Totschlag, sodaß an die fünfzig Mann getötet und mehr als hundert verwundet wurden. Pirckheimers Reiter blieben zurück und zechten mit den übrigen auf den Leichen der Erschlagenen.

Vor Hunger und Strapazen halbtot, kam er endlich im Inntal an.

Maximilians Plan war, die Schweizer durch überraschende Überfälle zu Wasser und zu Lande zu schwächen und ihre Kräfte zu zersplittern. Einen dieser Streifzüge machte auch Pirckheimer mit, nämlich die Überrumpelung des schweizerischen Bodenseehafens Rorschach, die am 20. Juli unter dem Kommando des Grafen Eitelfritz von Zollern stattfand und wobei fast die gesamte Besatzung von etwa 200 Mann niedergemacht und das Städtchen verbrannt wurde. Die Sache hatte jedoch für die Königlichen ein übles Nachspiel. Plötzlich kam nämlich das Gerücht auf, die Eidgenossen seien da. Alles stürzte in wilder Hast zu den Schiffen; diese waren zum Teil überfüllt und sanken. Die restlichen fuhren schleunigst auf den See hinaus, um nicht dasselbe Schicksal zu erleiden. Viele schwammen den Schiffen nach, mancher ertrank dabei. Als zuletzt die Schiffe um keinen Preis zur Rückkehr zu bewegen waren, mußten sich auch die kaltblütigen Veteranen und die Hauptleute, die am Ufer zurückgeblieben waren, den Fluten anvertrauen. Unter ihnen befand sich Pirckheimer, dem seine Körpergröße sehr zustatten kam, da ihm das Wasser nur bis ans Kinn reichte. So erreichte er glücklich eines der Schiffe und entkam mit diesem nach Lindau zu Maximilian.

Am nächsten Morgen in Lindau — so erzählt er selbst — als er zum Quartier des Königs ging, fand er dessen Gemächer fest verschlossen. Die Höflinge und Offiziere aber liefen verstört hin und her, steckten die Köpfe zusammen und sprachen nur im Flüsterton miteinander. Bald wurde die Ursache bekannt. Die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei

Dornach war gekommen, der schwersten Niederlage, welche die Königlichen in diesem Feldzug einstecken mußten. Maximilian ließ sich – wie Pirckheimer erzählt – den ganzen Tag über nicht sehen. Am Abend hatte er sich wieder gefaßt. Er speiste, anscheinend ganz heiter, vor aller Augen. Dann, als es Nacht wurde, stand er am Fenster und unterhielt sich mit seiner Umgebung, in der sich auch Pirckheimer befand, lange über die Natur und die Bedeutung der Sterne. Am folgenden Tag fuhr er nach Konstanz.

Maximilian wußte, daß der Schweizerkrieg, den die Stände nicht vermieden hatten, jetzt für das Reich verloren war. Kurz darauf begannen unter Mitwirkung Frankreichs und Mailands die Friedensverhandlungen. Die Eidgenossen jedoch stellten solche Bedingungen, daß Maximilian brüsk ablehnte mit den Worten: »Lieber will ich türkisch werden!« Fast schien der Kampf wieder aufflackern zu wollen, als die geschickte Verhandlungstaktik des Galeazzo Visconti Maximilian das Zugeständnis abrang, die Souveränitätsansprüche des Reiches im Friedensdokument wegzulassen. Im September 1499 kam in der Pfalz zu Basel ein Friedensvertrag ohne Gebietsveränderungen zustande, der alle heiklen Fragen ausklammerte. In der Realität waren die Eidgenossen seither nicht mehr Glieder, sondern »Schutzverwandte« des Reiches mit eigener Gerichts-, Steuer- und Kriegshoheit, wenn sie auch bis zum Westfälischen Frieden 1648 nominell dem Reich angehörten.

Um die bayerische Erbfolge

Das Jubeljahr 1500 brach an. Maximilian rief zur Jahrhundertwende die Fürsten zum Reichstag nach Augsburg. Vier unglückliche Kriege lagen hinter ihm, jetzt verlangte er Hilfe zur Befreiung des Reichslehens Mailand. Die Fürsten jedoch beschlossen, ihn sowohl in der Innen- als auch in der Außenpolitik kaltzustellen. Das »Reichsregiment« mit Sitz in Nürnberg sollte den König teils ablösen, teils einschränken: nach Italien sollte Albrecht von Bayern als Reichsfeldherr gehen; Maximilian sollte an die zweite Stelle rücken. Berthold von Mainz hatte eine Reihe von Anklagen schriftlich aufgesetzt und den Ständen vorgelegt. Maximilian war abwechselnd in resignierter Stimmung und in einer Gemütsverfassung, die ihn veranlaßte, mit Rücktritt und Preisgabe des Reiches zu drohen.

Im Lauf des Jahres verhandelte er mit italienischen Staaten, die sich durch Cesare Borgias Unternehmungen bedroht fühlten, und mit Ungarn. Er plante einen erneuten Zug nach Italien und einen anderen gegen die Türken. Zwischen diesen Plänen schwankte er bis 1506 in ruheloser Vielgeschäftigkeit, bald in ungeheuerlichen Plänen schwelgend, bald entmutigt und nachgiebig. Alles wurde jedoch anders, als der Kardinal Peraudi wegen des Türkenablasses ins Reich kam. Maximilian hatte nun ein dringendes Geschäft: sich möglichst viel von den eingehenden Ablaßgeldern zu sichern.

Der päpstliche Legat kannte die Unzuverlässigkeit des Königs und wandte sich deshalb an das Reichsregiment. Wenn er auch zunächst mit Maximilian auf gutem Fuß zu bleiben bemüht war, sah er sich doch bald gezwungen, vor dem König, mit dem er in Ulm zusammentraf, nach Straßburg zu fliehen, um das Geld vor dessen ewig leeren Händen zu retten. Die Kurfürsten wandten sich jetzt offen gegen Maximilian, und es kam zum Bruch. Auch sie, so erklärten die Kurfürsten, wollten den Türkenzug, jedoch nur einen wohlvorbereiteten. Die »Einung« berief sogar einen Reichstag nach Gelnhausen, ohne Zustimmung des Königs. Von Maximilian sprach man im ganzen Reich nur mit Verachtung. Der Papst ließ sich bewegen, dem König 10000 Gulden des Ablaßgeldes zu überlassen; durch Drohungen und Versprechungen erhielt er noch mehr, und schließlich holte er sich das Geld aus den Kirchen, wo es in kleineren Beträgen deponiert war. Wenn er dann eine kleine Summe zusammengeplündert hatte, erwachte seine Unternehmungslust erneut.

Eine vorübergehende Besserung der Stellung Maximilians im Reich und selbst im Ausland bewirkte ein Erfolg bei der Erledigung des pfälzisch-bayerischen Streites um das Erbe Georgs des Reichen von Bayern-Landshut. Der trinkfreudige, aber nicht sehr trinkfeste Herzog war ohne männlichen Erben gestorben. Nach den wittelsbachischen Hausverträgen wäre das niederbayerisch-ingolstädtische Herzogtum den Münchner Verwandten zugefallen. Herzog Georg jedoch erließ sein eigenes Landshuter Erbfolgegesetz und verheiratete den achtzehnjährigen Pfalzgrafen Rupprecht mit seiner Tochter Elisabeth. Beim Tod des Herzogs im Jahre 1503 ignorier-

te Maximilian jedoch dessen Erbgesetz und verlieh den Besitz dem Münchner Herzog.

Georg hatte außer seinem Herzogtum ein sehr großes Vermögen hinterlassen, das zum Teil aus der Beraubung von Kirchen und Gnadenbildern stammen sollte. Der nach den alten wittelsbachischen Absprachen vom König bestellte Albrecht stand nun gegen die »testamentarischen« Erben. Der Kampf um Niederbayern wurde in einem besonders grausamen Krieg, dem »Landshuter Erbfolgekrieg« ausgetragen.

In Albrechts Heer kämpfte damals ein Mann, der aufgeschrieben hat, was ihm vor Landshut widerfuhr. »Als sich der Bayrisch Krieg erhub«, heißt es da, sei er bei seinem Vetter, Herrn Neidhard von Thüngen gewesen, »und mußt mit ihm hinauf in das Land Bayern (...) und zog für Landshut und hetten Händel und Scharmützel genug (...) Und wie ich halt und sehe nach dem Vorteil, so haben die Nürnbergerischen das Geschütz in unß gericht, in Feind und Freund. Und scheußt mir einer den Schwerd-Knopf mit einer Feld-Schlangen entzwey, daß mir das halbe Teil in Arm gieng, und drey Arm-Schienen damit und lag der Schwertknopf in Arm-Schienen, daß man ihn nit sehen kunt, also, daß noch wundert, daß es mich nicht vom Gaul herabgezogen hat (...) Und wie ich das so sehe, so hengt die Hand noch ein wenig an der Haut.«

Der diese Episode aus dem Landshuter Erbfolgekrieg erzählt, ist der Ritter Götz von Berlichingen, und die Hand, die er für Herzog Albrecht von Bayern-München verlor, wurde später durch die berühmte Eiserne Hand ersetzt.

Maximilian griff nun an der Spitze eines Reichsheeres in den Kampf ein. Da starb Rupprecht unerwartet. Seine Witwe, die Pfalzgräfin Elisabeth, setzte jedoch den Kampf fort

und führte selbst ein Heer gegen Maximilian, obwohl sie schwanger war. Auf dem Hafenreuther Feld kam es zu einer erbitterten Schlacht, bei der Maximilian selbst durch einen Schwerthieb getroffen vom Pferd stürzte, jedoch von Herzog Erich von Braunschweig aufgefangen und gerettet wurde.

Drei Tage später stirbt Elisabeth ebenso plötzlich wie ihr Gatte. Damit müßte der Krieg eigentlich zu Ende sein, wenn nicht die Festung Kufstein noch standhielte, verteidigt von Johann von Pienzenau, den Herzog Georg zum Befehlshaber eingesetzt hatte. Er hatte das Schloß seinerzeit Rupprecht ausgeliefert und gelobt, er wolle »als frommer Bayer sterben für alle Bayern.« Am 1. Oktober beginnt Maximilian mit der Belagerung von Kufstein. Eine Aufforderung, zu kapitulieren, wird von Pienzenau höhnisch abgelehnt. Da die Belagerungsgeschütze nicht ausreichen, wird aus Innsbruck schwerste Artillerie herbeigeschafft, der »Weckauf« und der »Purlepaus«, deren riesige Steinkugeln die Mauern der Festung zerhämmern. Die fünfzig letzten Verteidiger bitten jetzt um Gnade. Aber es ist zu spät. Maximilian befiehlt den Sturm. Doch im letzten Moment öffnet sich in der Mauer eine verborgene Pforte und mit erhobenen Armen treten zweiundvierzig Leute hervor. Sie hoffen, mit der Gefangenschaft davonzukommen. Doch für Hochverräter soll es keine Gnade geben. Maximilian verurteilt sie zum Tod durch Enthauptung.

Das Schafott ist gezimmert. Als erster kommt Pienzenau an die Reihe. Er ist noch jung, ein »schöner Mann mit langem schwarzem Bart«, wie ihn das Volkslied besingt. Nur einen Schluck Wasser verlangt er noch, dann steigt er hocherhobenen Hauptes empor. Und nun folgt einer dem anderen, sech-

zehn Köpfe sind bereits gefallen. Maximilian scheint ungerührt, reglos steht er da. Jemand tritt an ihn heran und weckt ihn aus seiner Versunkenheit. Es ist Herzog Erich von Braunschweig, der ihm kürzlich das Leben gerettet hat und sich nun ein Herz faßt, für die armen Sünder ein Wort einzulegen. Ein kurzes Zögern — dann befiehlt der König dem Scharfrichter, einzuhalten. Fünfundzwanzig Mann sind begnadigt.

Die Kunde von diesem Blutgericht machte in ganz Deutschland großen Eindruck und wirkte abschreckend auf alle Unruhestifter. Das Volk aber feierte Maximilian als Sieger in der Schlacht auf dem Hafenreuther Feld. Am bekanntesten wurde das »Kufsteiner Lied«: Wollt ihr hören ein neu Gedicht / Wie es zu Kufstein geschehen ist / mit Streiten und mit Fechten ...«, das die Schwazer Erzknappen als erste ihrem König vorsingen durften.

Kurfürst Philipp von der Pfalz, der Vater Rupprechts, setzte den Krieg gegen die bayerischen Herzöge fort. Als jedoch nach dem Vertrag von Blois 1504 Frankreich den Kurfürsten im Stich ließ, fiel es Maximilian nicht schwer, im Bund mit den Herzögen den Pfälzer zu vertreiben. Dieser Erfolg gegen einen Reichsfürsten lohnte sich insofern, als Maximilian in seinem Schiedsspruch sich selbst für seine Bemühungen mit Kufstein, Zillertal und Kitzbühel bedachte und seine Stellung unter den Reichsfürsten verbessern konnte. Er zog daraufhin mit besonders großem Gepränge in Köln ein, wo im Jahre 1505 ein Reichstag stattfand. Das Kostüm war ihm noch immer wichtig: diesmal trug er zum Federhut den Landsknechtsspieß auf der Schulter, als er einzog. Achthundert bis tausend Herren, Grafen und Fürsten waren seine Gäste

beim Festmahl. »Gleichsam ein wahrer Kaiser« sei Maximilian jetzt, schrieb der venezianische Gesandte nach Hause. Die Kurfürsten fügten sich dem Willen Maximilians, dessen Sieg über den Pfälzer diesen Umschwung umso sicherer bewirkte, als Berthold von Mainz nicht mehr lebte.

Erwählter Römischer Kaiser

Wie bald jedoch wußte Maximilian die kaum gewonnene Stellung wieder zu untergraben! Seine Pläne erstreckten sich alsbald wieder auf die unvereinbarsten Dinge: ein Romzug, einer gegen Ungarn, und ein Krieg gegen die Türken sollten unternommen werden. Der ungarische Landtag hatte einen Beschluß gefaßt, der sich gegen die Erbfolge der Habsburger richtete. Deshalb rückte Maximilian im Juni 1506 in Ungarn ein. Seine Mittel reichten natürlich wieder nicht weit, und er hätte den Feldzug schon aus diesem Grund abbrechen müssen, auch wenn die Königin von Ungarn keinen Sohn bekommen hätte, der die habsburgische Erbfolge in weite Ferne rücken ließ. Es blieben jedoch Pläne genug übrig: Venedig, Neapel, Sizilien, Mailand, Teile Frankreichs, Spanien, vielleicht auch Portugal und Schweden. Einstweilen jedoch hatte er die Absicht, sich zum Kaiser krönen zu lassen. Im Herbst 1506 wäre die Gelegenheit gewesen, zu diesem Zweck friedlich nach Rom zu ziehen. Ein Heer von einigen tausend Mann, das er damals

auf die Beine brachte, meuterte bald, weil es an Geld fehlte. Maximilian schrieb damals, er wolle nach Rom gehen und nicht nur Kaiser, sondern auch Papst werden.

Als im Jahre 1507 der Reichstag nach Konstanz einberufen war, hatte Maximilian anfangs einen rednerischen Erfolg; als er jedoch nach seiner langen Rede nicht aufhörte, bei leeren Händen den Mund vollzunehmen, siegten bei den Fürsten die alten Bedenken, die seit dem Kölner Reichstag in den Hintergrund getreten waren. Die Stände schüttelten den Kopf, als sie über die Pläne nachdachten, die Maximilian ihnen entwickelte: er wollte sich in Italien zum Kaiser krönen lassen, dann einem Hauptmann das Land unterstellen, selbst aber in Burgund Ordnung schaffen und dann den Türkenzug antreten. Dabei wußte er noch nicht einmal, wie er auch nur nach Italien hineinkommen sollte. Auf dem Reichstag erschien eine venezianische Gesandtschaft, die sich hartnäckig weigerte, einem Reichsheer den Durchzug durch venezianisches Gebiet zu gestatten.

Kardinal Santa Croce erschien als Abgesandter des Papstes in Innsbruck und erklärte, daß Seine Heiligkeit nur eine Romfahrt ohne Kriegsheer billige, jedoch einverstanden sei, die Krönung in Deutschland stattfinden und dazu die Kaiserkrone heimlich über die Alpen bringen zu lassen. Der streitbare Papst Julius II. wollte zwar keine Franzosen in Italien haben, aber auch die Deutschen sollten bleiben, wo sie waren. Maximilian jedoch bestand auf seinem Plan, mit Waffengewalt in Italien einzufallen, weil die Lage dort sich bedrohlich zuspitzte.

Obwohl ihm seine Berater, allen voran Paul von Liechtenstein, unmißverständlich die Aussichtslosigkeit eines solchen

Unternehmens klarmachten, startete Maximilian im Januar 1508 mit kleinem Gefolge nach Italien. Den königlichen Gesandten, die beim Schwäbischen Bund, bei den Reichsstädten und den Kirchenfürsten unverdrossen um Geld und Soldaten warben, gelang es nach und nach, einige tausend Mann aufzubringen. Maximilian kam bis Trient, wo ihm Venedig den Weg verlegte.

Verärgert und enttäuscht zog sich der König bei grimmiger Kälte auf die düstere, ungemütliche Burg Buonconsiglio zurück. In der Kriegskasse befanden sich kaum noch 100 Gulden, die Soldaten begannen zu murren, und seine Ratgeber verlangten sofortigen Rückzug. Doch war Maximilian nicht der Mann, sang- und klanglos aufzugeben. Eher wollte er sich sofort in einen Krieg mit Venedig stürzen und untergehen, als demütig nach Hause reisen.

Einer seiner Räte hatte schließlich den rettenden Einfall: der König sollte die Romfahrt verschieben, sich sofort in Trient von einem hohen kirchlichen Würdenträger zum Kaiser ausrufen lassen und anschließend mit verstärkten Truppen Venedig angreifen. Während Maximilian gemäß seiner romantischen Wesensart noch immer von einer Romfahrt in allem Glanz staufischer Kaiserherrlichkeit träumte, erreichte der nüchterne Matthäus Lang vom Papst das Zugeständnis, die Kaiserkrönung anzuerkennen, »wo immer sie geschehe, als hätte er dem Römischen König die Krone mit eigener Hand aufgesetzt«. Volle vierundzwanzig Stunden überlegte Maximilian, dann stimmte er schließlich zu. Seine Bedingungen: Nicht der päpstliche Legat Carvajal, der in Bozen residierte, sondern der Erzbischof von Salzburg, Kardinal Matthäus Lang, sollte ihn krönen.

Am 4. Februar 1508 schritt Maximilian zu Trient an der Spitze einer Prozession, den Kronhelm auf dem Haupt und in der Rechten das bloße Schwert, mit einigen deutschen Fürsten, Feldherrn und Räten, die gerade zugegen waren, unter Glockengeläut zum Dom. Vor Beginn des Pontifikalamtes verkündete Kardinal Lang in schlichten Worten, daß König Maximilian sich fortan als »Erwählter Römischer Kaiser« bezeichne. Nicht einmal die Insignien der Kaiserwürde waren zur Stelle. Das Wort »erwählt«, heißt es in einem Nürnberger Bericht, »sei aus Rücksicht auf den Kaiser verwendet, um jenem das Recht auf die Krönung nicht zu entziehen, wie denn die Majestät keineswegs auf die Krönung verzichte, sondern derselben, so der Allmächtige Glück gewähre, künftig nachstellen wolle«. Aber dazu kam es nicht. Seitdem wurde das Recht auf die Kaiserwürde bereits mit der Wahl zum König erworben und nicht mehr an die päpstliche Weihe geknüpft. Nur Karl V. empfing noch ein letztes Mal in Bologna die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes.

Der »groß Venedigisch Krieg«

Die Weigerung der Republik hatte den heftigsten Zorn des Kaisers hervorgerufen, der die Gesandten Venedigs schlecht behandelte und ihnen befahl, das Gebiet des Reiches sofort zu verlassen. Der Zwischenfall reizte den Kaiser weiter zu einem sehr unüberlegten und voreiligen Einfall in das venezianische Gebiet. Dieser Angriff,

der mit einem schmählichen Rückzug und der Preisgabe von Triest endete, war umso törichter, als seit einigen Jahren Abmachungen mit Frankreichs zwecks einer Teilung Venedigs bestanden, und gerade damals sich die Teilnahme Spaniens an diesen Plänen anbahnte. Anstatt jedoch das Ende der Verhandlungen abzuwarten, ließ Maximilian sich vom Zorn hinreißen, auf eigene Faust den kurzen und unglücklichen Feldzug gegen die hochmütige Republik zu unternehmen.

Im Februar 1508 schlossen Maximilian, der französische Gouverneur von Mailand, der spanische Gesandte und der päpstliche Legat ein Abkommen zur Wiedereroberung von Territorien, die Venedig angeblich »usurpiert« hatte. Einem venezianischen Diplomaten gelang es jedoch, eine Abschrift dieses geheimen Abkommens nach Venedig zu schicken. Vielleicht zögerte der König von Frankreich aus diesem Grund; Maximilian jedoch griff bereits im Frühjahr an. Seine Truppen wurden mit Hilfe französischer Soldaten aus Mailand zurückgeworfen, dann rückten die Venezianer in Friaul vor, eroberten Triest und Fiume und besetzten Görz. Im Juni war Maximilian gezwungen, einen schmachvollen Frieden zu schließen. Dieser Mißerfolg schadete dem Kaiser sehr: Erich von Braunschweig, Maximilians Feldherr in Italien, spuckte wutentbrannt auf das kaiserliche Schreiben, das ihm den Waffenstillstand mit Venedig mitteilte. In Venedig selbst wurden die gefangenen Deutschen im Triumph vorgeführt: der Kaiser mit seinem Staat aus Künstlern und Dichtern wurde in Spottversen und Karikaturen verhöhnt, die man überall verbreitete.

Inzwischen kamen jedoch die Verhandlungen voran, die zur Liga von Cambrai, der Koalition gegen Venedig, führten.

Denn der Machtzuwachs Venedigs weckte neue Gegnerschaft: der Papst fürchtete für seinen Kirchenstaat, Ferdinand von Spanien für Neapel, und Ludwig von Frankreich war verstimmt, daß seine Interessen in den Niederlanden unberücksichtigt blieben. Am 10. Dezember 1508 kam die Abmachung zustande, durch welche Maximilian die Belehnung Frankreichs mit Mailand auf die weiblichen Erben des französischen Königs ausdehnte: dafür sollte Ludwig Venedig angreifen. An dem Bündnis beteiligten sich auch Spanien, der Papst und die Herzöge von Savoyen, Ferrara und Mantua. Diese Verschwörung der Mächte Europas gegen Venedig wurde als Kreuzzug getarnt; in Wahrheit war es ein Raubzug. Maximilian sah in den Venezianern Rebellen gegen die kaiserliche Autorität und wollte ihre vollständige Unterwerfung. In seinem Absagebrief an die Republik heißt es: »Die weltbeherrschenden Handelsherren sollen als armselige Fischer ihr Dasein fristen.«

In Worms kanzelte Maximilian die Stände in einer öffentlichen Botschaft ab, weil sie sich an den schnellen Umschwung nicht gewöhnen konnten und Ludwig von Frankreich, der vor nur einem Jahr noch als der größte Störenfried galt, nicht als Freund und Bundesgenossen willkommen heißen wollten.

Im April 1509 fielen die Franzosen in Italien ein und der Papst tat Venedig in den Bann. Venedig verbot sofort die Bekanntgabe der Bannbulle, rief Kirchenrechtler zusammen, um die Legalität der Maßnahme prüfen zu lassen, startete einen Propagandafeldzug gegen den Papst und zog mit größter Eile Truppen zusammen. Söldner wurden angeworben und in der gesamten *terra ferma* lokale Milizen ausgehoben.

Die jungen Edelleute in der Provinz verbannten alle Gedanken an Pferderennen und beschäftigten sich mit der aufregenden Möglichkeit eines Einsatzes in der Schlacht. Im eigentlichen Venedig fuhren die verschiedenen Gruppen der Compania delle Calze unterdessen unbekümmert mit ihren Festen, Komödien und Tänzen fort. Noch immer hetzten junge Männer Stiere auf der Piazza und brachen in Klöster ein, um mit jungen Nonnen zu flirten. Und während sie sich herumtrieben und betranken, marschierte die sie beschützende Armee den Feinden bei Agnadello und einer vernichtenden Niederlage entgegen.

Als die Nachricht von der Niederlage im Mai 1509 Venedig erreichte, verloren sogar die älteren Venezianer Haltung und Würde. Senatoren wankten wehklagend durch die Straßen und stöhnten, daß alles verloren sei. Zinszahlungen wurden eingestellt, ein Sturm auf die Banken setzte ein. Priuli bezichtigte den Dogen der Panikmache, und Sanuto schrieb, wäre er Senator, so hätte er eine Allianz mit den Türken vorgeschlagen.

Da der Feind kaum 150 Kilometer entfernt war und die Armee verloren, wurde kein Versuch gemacht, die Provinzen auf dem Festland zu retten. Die Signoria entband vielmehr ihre dortigen Untertanen ihres Treueids. Die Franzosen besetzten Verona, die deutschen Landsknechte unter dem örtlichen Überläufer Trissino nahmen Vicenza und stießen den geflügelten Markuslöwen von seiner Säule. Trissino marschierte weiter, um Padua zu erobern, wo die Bauern revoltierten und das Land ihrer Herrn besetzten, und so hatte der Feind bereits einen Monat nach Agnadello das gesamte Festland mit Ausnahme von Treviso besetzt.

In Venedig herrschte Verwirrung. Die Stadt war voller Flüchtlinge, die Trinkwasservorräte gingen zur Neige, zerknirscht bat die Regierung um Frieden. Da wendete sich plötzlich das Blatt. Als nämlich klar wurde, daß Trissinos Kräfte zahlenmäßig gering waren, sammelte die Signoria Truppen zur Wiedereroberung Paduas. Als die Gefangenen aus Padua nach Venedig gebracht wurden, versammelte sich das Volk auf dem Markusplatz, um Trissino und seine Kollaborateure aus Padua zu verhöhnen, während gleichzeitig dreihundert deutsche Gefangene eingebracht wurden (wie Sanuto schrieb »barfuß und gräßlich stinkend«). Unterdessen stürzte ein Haufe junger venezianischer Rowdies nach Padua, wo sie randalierten, plünderten und vergewaltigten.

Für Maximilian begann eine Zeit tiefster Demütigungen. Venedig brachte fast alle verlorenen Städte wieder in seine Hand; nur Verona und Rovereto konnte der Kaiser behaupten. Er eilte über die Alpen nach Augsburg, um dort von den Ständen Mannschaften und Geld bewilligt zu bekommen. Allerdings reichte die nach langem Hin und Her bewilligte Streitmacht nicht aus, um auch nur nach Italien zurückzukehren.

Der Griff nach der Tiara

Damals faßte Maximilian den Plan, die deutsche Kirche finanziell von Rom zu befreien, was schon früher Berthold von Mainz und auch die Stände angestrebt hatten. Ein neuer Vertrag, der in Blois zwischen Maximilian und Ludwig von Frankreich geschlossen wurde, richtete sich gegen den Papst. Gemeinsam versuchten beide Mächte, geistliche Waffen gegen den Papst zu schmieden: sie beriefen ein antipäpstliches Konzil nach Pisa, das freilich vollständig scheiterte.

Als im Sommer 1511 Maximilians Diplomaten die Nachricht überbrachten, Julius II. sei todkrank und liege im Sterben, faßte der Kaiser blitzschnell den tollkühnsten Plan seiner Laufbahn: er selbst wollte sich zum Papst krönen lassen! Regierte er in Rom, dann war Habsburg die Herrschaft über ganz Italien sicher und sein Enkel, der junge Karl, konnte sich eines Tages zum Herrscher über ganz Europa aufschwingen. Schon deshalb, so glaubte der ruhelose Pläneschmied, seien ihm die Stimmen der spanischen Kardinäle sicher.

Eilends ließ er seinen bewährten Unterhändler Jakob Villinger alias Matthäus Lang herbei zitieren. Der Salzburger Erzbischof sollte schleunigst nach Rom reisen und dort die Papstwahl des Habsburgers vorbereiten.

Nun, so spekulierte der Kaiser, brauchte er nur noch eines, um sich die Tiara aufzusetzen: Geld. Seine Räte errechneten,

daß die Bestechung des Konklaves etwa 300000 Gulden kosten würde. Also wurde Paul von Liechtenstein nach Augsburg geschickt, um Jakob Fugger den »genialen« Plan des Kaisers zu erläutern. Der seinerseits befand sich in keiner beneidenswerten Lage, da er es weder mit Kaiser noch Papst verderben wollte. Glücklicherweise erledigte sich das Problem von selbst, als nur wenige Tage später neue Nachrichten aus Rom eintrafen. Sie besagten, daß Julius II. sich dank seiner robusten Kondition auf dem Wege der Besserung befinde.

Nun vollendete der Papst die Schwenkung, die er schon vorbereitet hatte: am 5. Oktober gründete er mit Spanien und Venedig die »Heilige Liga« zum Schutz der Kirche und gleichzeitig zur Vertreibung der Franzosen aus Italien. Im übrigen sah Ludwig XII. sich 1513 in gefährlichster Weide umstellt: fast alle europäischen Mächte hatten sich gegen ihn verbündet. Spanien wollte von Süden, England und der Kaiser wollten von Norden her angreifen, die Schweizer in das Herzogtum Burgund einfallen. Wie Venedig 1508, so war jetzt Frankreich von der Vernichtung seiner Großmachtstellung bedroht. Am 1. Juni 1514 wollten die Verbündeten Frankreich von allen Seiten her angreifen. Doch bevor der Angriff stattfinden konnte, begann sich zu Ludwigs Glück der Wechsel im Papsttum auszuwirken. Am 21. Februar 1513 war der Franzosenhasser Julius II. schließlich doch gestorben. An die Stelle des energischen Greises trat der junge, aber weit schwächere Leo X. aus dem Hause Medici, der es mit keiner der Großmächte verderben wollte.

Die Auflösung des Angriffspaktes gegen Frankreich vom Oktober 1513 bezeichnet das Ende von Maximilians europäi-

scher Großmachtpolitik im Westen. Die Gründe dafür sind vielfältiger Art. Zum einen liegen sie in der vollständigen finanziellen Erschöpfung Maximilians. Über eigene Finanzquellen von ausreichender Größe verfügte er nicht mehr. Sein Verhältnis zu Jakob Fugger aber war belastet durch die immer wieder erneuerten Versuche der Tiroler Regierung und verschiedener kaiserlicher Räte, das Übergewicht der Fugger im Tiroler Bergbau und in der kaiserlichen Finanzpolitik zu brechen. Sie mußten schließlich scheitern, weil kein anderer Geldgeber in der Lage war, des Kaisers finanzielle Ansprüche zu befriedigen. Daß Fugger sich zeitweilig zurückhielt, um seine Unentbehrlichkeit zu demonstrieren, ist verständlich. Dazu kam, daß die Fugger wie alle oberdeutschen Handelshäuser auf den Verkehr mit Venedig angewiesen waren und daher des Kaisers venedigfeindliche Politik nicht unterstützen konnten.

Zweitens verlor der Kaiser Anfang 1515 den größten Teil seines Einflusses auf die niederländische Regierung, denn am 15. Januar übernahm der junge Karl die Herrschaft. Den einzigen Einfluß von dauernder geschichtlicher Bedeutung erzielte Maximilian gegen Ende seines Lebens durch die Verhandlungen, die zur Absprache einer Doppelheirat zwischen den Kindern des Königs Ladislaus von Ungarn und den Enkelkindern des Kaisers führten. Die Verlobung des ungarischen Erben mit Maximilians Enkelin Maria kam bereits 1505 zustande, gleichzeitig ließ Maximilian sich selbst die Tochter des ungarischen Königs unter dem Vorbehalt antrauen, daß erst später bestimmt werden sollte, ob er dabei seinen Enkel Karl oder dessen Bruder Ferdinand vertrete. Anno 1521 wurde die Prinzessin schließlich mit Ferdinand

vermählt, der 1526 die alten habsburgischen Ansprüche auf Ungarn und Böhmen verwirklichte. Im gleichen Jahr fiel des Ladislaus Sohn in der Schlacht bei Mohacz, und Ferdinand, dem sein Bruder Karl V. bereits 1521 die habsburgische Hausmacht übertragen hatte, wurde nun auch König von Ungarn und Böhmen.

»Bürgermeister von Augsburg«

Jedesmal, wenn Maximilian über die »weitschweifige« Heide des Lechfeldes ritt und in der Ferne die vertraute Silhouette der Freien Reichsstadt Augsburg aus dem Dunst auftauchen sah, wurde ihm froh ums Herz. Es verging daher selten ein Jahr, in dem er nicht in der von Dichtern und Chronisten hochgepriesenen »schönen, lustigen, zierlichen, wohlerbauten, sauberen, mit fröhlichem Volk und sonderlich schönem Weibsvolk begabten Stadt« zu Besuch weilte und in der Pfalz oder in der Dompropstei, bei Philipp Adler oder Jakob Fugger einkehrte.

Maximilian war ein leidenschaftlicher Tänzer und lud sogleich »bei drei Gulden Strafe« Frauen und Mädchen zum Fest im städtischen Tanzhaus oder ließ in aller Förmlichkeit zum Geschlechtertanz laden, dem Tanz der Patrizierfamilien, der »Geschlechter«. Beim Sonnwendfest führte er »unter dem Schallen der Trompeten und Pauken« den Reigen um das Johannisfeuer an. Er nahm auch gern am Faschingstreiben teil

und verkehrte mit den Augsburger Bürgern wie mit seinesgleichen. Er lud Kaufleute und Handwerker zu Gast und fand Entspannung bei harmlosen Scherzen.

Auf dem Fronhof wurden Turnierschranken errichtet und der Kaiser selbst gehörte zu den Herausforderern zum Scharfrennen. Er soll mit manchem Augsburger Patrizier eine Lanze gebrochen haben, was ihm vom städtischen Bürgertum hoch angerechnet wurde, während der hochmütige Adel dies nicht gerne sah. Um den Fronhof herum standen die Zünfte mit ihren farbenprächtigen Bannern Spalier. Ein solches Turnier wird heute wieder alle vier Jahre zu Landshut veranstaltet, wenn dort die historische »Landshuter Hochzeit« unter Mitwirkung der gesamten Einwohnerschaft aufgeführt wird. Hier lebt die Welt des Rittertums wieder auf und vermittelt eine festlich-berauschende Atmosphäre. Der Sieger im Stechen erhielt von seiner Dame eine seidene Schleife, den sogenannten »ersten Dank«. Wie schon der Name sagt, wird es bei diesem nicht geblieben sein. Der Glanz der von Maximilian ausgerichteten Turniere trug ihm den Beinamen »der letzte Ritter« ein.

Wie bereits erwähnt, gefiel Maximilians Beliebtheit beim Bürgertum vielen Adligen nicht, und besonders der französische König spottete über seine Bürgernähe und gab ihm Titel wie »Kleinbürgerkönig« oder »Bürgermeister von Augsburg«. Wenn der Habsburger in Augsburg weilte, zog es viele in die Stadt am Lech. Es gab in Augsburg eine ständige Hofkapelle, zu deren Mitgliedern die berühmtesten Musiker gehörten. Maximilian hatte sie nach dem Vorbild der Kapelle am burgundischen Hof gegründet.

»Solange der Kaiser in der Stadt war,« heißt es in einer Chronik, »ging es bei vielen Handwerksleuten, die dabei Nutzen zogen, hoch her; wenn er wegzog, waren sie den Luxus gewohnt und verdorben.«

Im tiefsten Winter komme ich in Augsburg an. Es ist Samstagmorgen, die Straßen sehr belebt. Weihnachten steht vor der Tür. Augenblicklich hüllen mich die wirbelnden Schneeflocken ein, die alles verwandeln und selbst in den belebten Geschäftsstraßen die Geräusche dämpfen. In der Maximilianstraße, dem ehemaligen Weinmarkt, ist das Fuggerhaus mein Ziel. Im Durchgang zum Innenhof eine Tafel, die besagt, daß »die größten Förderer des Reichtums der Fugger, die Stifter großer Wohltätigkeitsanstalten, Jakob Fugger und Anton Fugger« hier wohnten. Ein Schild weist auf den »Fuggerkeller« hin, wo ich ein verspätetes Frühstück zu mir nehme. Durch den heißen Kaffee aufgewärmt und unternehmungslustig gestimmt, mache ich mich auf, das Gebäude zu erforschen. Auf einer großzügig geführten Treppenanlage steige ich hinauf bis unters Dach: außer Privatwohnungen und einer Anwaltskanzlei entdecke ich jedoch nichts.

Im weißverschneiten Innenhof des Fuggerhauses eine einsame Birkengruppe, die von den Resten der Renaissancearkaden des »Damenhofes« eingerahmt wird. Er gilt als eine der ersten derartigen Anlagen der Renaissance in Deutschland. Aus einigen quadratischen Fenstern des Erdgeschosses dringt Küchendunst.

Anno 1511 war Jakob Fugger vom Rindermarkt in den neuerbauten Palast am Weinmarkt umgezogen. Die Familienchronik verzeichnet, daß Jakob Fugger »erstlich das Fuggerisch Haus auf dem Weinmarkt von seiner Schwieger Wil-

halm Arczetin an sich gebracht und nachmalen ein Gastgebenhaus unten daran erkauft und ganz köstlich von neuem auferbaut, also daß der Häuser zwei in einem worden sein. Wie solches inwendig geziert, wissen alle, so darinnen gewesen.«

Darinnen gewesen ist Hans von Schweinichen im Jahre 1575 als Begleiter des Herzogs von Liegnitz: »Es lud Herr Marx Fugger Se. Fürstliche Gnaden einst zu Gaste. Ein dergleichen Bankett ist mir sobald nicht vorgekommen, daß auch der Römische Kaiser nicht besser traktieren könnte; es war dabei überschwengliche Pracht. Das Mahl war in einem Saal zugerichtet, in dem man mehr Gold als Farbe sah. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf dem Eise ginge. Es war ein Kredenztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter Trinkgeschirren besetzt und mit merkwürdigen schönen venetianischen Gläsern, er sollte, wie man sagt, weit über eine Tonne Gold wert sein. Ich wartete Seiner Fürstlichen Gnaden beim Trinken auf. Nun gab Herr Fugger Sr. Fürstlichen Gnaden ein Willkommen, ein künstlich gemachtes Schiff von schönstem venetianischem Glas. Wie ich es vom Schenktisch nehme und über den Saal gehe, gleite ich in meinen neuen Schuhen, falle mitten im Saale auf den Rücken, gieße mir den Wein auf den Hals; das neue rotdamastne Kleid, welches ich anhatte, ging mir ganz zu schanden, aber auch das schöne Schiff zerbrach in viele Stücken. Obgleich nun bei männiglich ein groß Gelächter war, wurde ich doch berichtet, daß der Herr Fugger unter der Hand gesagt, er wolle lieber hundert Gulden als das Schiff verloren haben. Es geschah aber ohne meine Schuld, denn ich hatte weder gegessen noch getrunken. (...)

Als ich aber später einen Rausch bekam, stand ich fester, und fiel nachher kein einziges Mal, auch im Tanze nicht. Dabei waren die Herren und wir alle lustig. Der Herr Fugger führte Seine Fürstliche Gnaden im Hause spazieren, einem gewaltig großen Hause, so daß der Römische Kaiser auf dem Reichstage mit seinem gesamten Hofe darin Raum gehabt hat. Herr Fugger hat in einem Türmlein Sr. Fürstlichen Gnaden einen Schatz von Ketten, Kleinodien und Edelsteinen gewiesen, auch von seltsamer Münze und Stücken Goldes, die köpfegroß waren, so daß er selbst sagte, er wäre über eine Million Gold wert. Danach schloß er einen Kasten auf, der lag bis zum Rand voll mit lauter Dukaten und Kronen. Die gab er auf zweihunderttausend Gulden an, welche er dem König von Spanien durch Wechsel übermacht hatte. Darauf führte er Sr. Fürstliche Gnaden auf dasselbe Türmlein, welches von der Spitze an bis zur Hälfte hinunter mit lauter guten Talern gedeckt war. Er sagte, es wären ungefähr siebzehntausend Taler. Dadurch erwies er Sr. Fürstlichen Gnaden große Ehre und daneben auch seine Macht und sein Vermögen. Man sagt, daß der Herr Fugger so viel hätte, ein Kaisertum zu bezahlen.

Er verehrte mir wegen des Falls einen schönen Groschen, der ungefähr neun Gran schwer war. Fürstliche Gnaden versahen sich eines guten Geschenks, aber damals bekamen sie nichts als einen guten Rausch.

Da bei Sr. Fürstlichen Gnaden wenig Geld vorhanden war, schickte mich mein Herr zu Herrn Fugger, viertausend Taler von ihm zu leihen. Er schlug aber solches gänzlich ab und entschuldigte sich ganz höflich. Am andern Tag aber schickte er seinen Hofmeister zu mir, ihn bei meinem Herrn anzu-

sagen. Da ließ er Sr. Fürstlichen Gnaden zweihundert Kronen und einen schönen Becher von achtzig Taler Wert, dazu ein schönes Roß mit schwarzsamtner Decke verehren.«

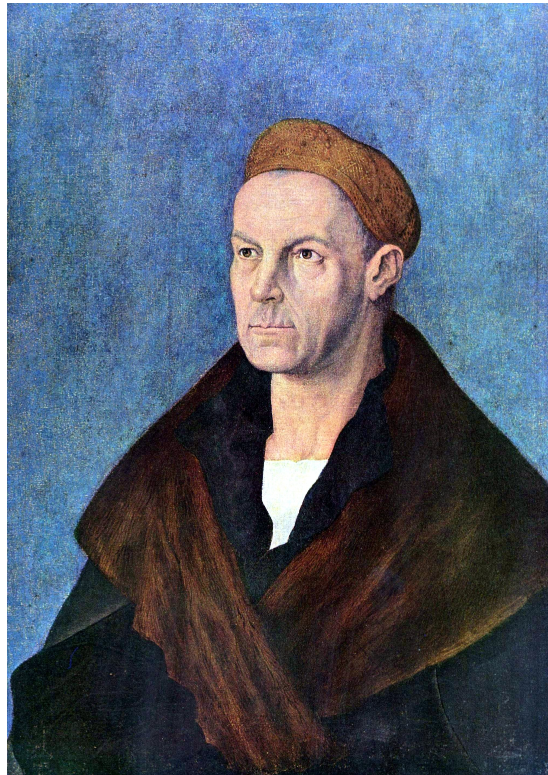
Im letzten Krieg wurden die Fuggerhäuser, die auch durch ihre prachtvolle Fassadenmalerei berühmt waren, durch Bomben zerstört. Heute stehen sie wieder; allerdings ohne ihren Fassadenschmuck.

Als Jakob Fugger am 30. Dezember 1525 im Fuggerpalais starb, wurde er nach der St.-Anna-Kirche überführt, wo sich die Grabkapelle der Fugger befindet. Von 1508 bis 1518 errichtet, ist sie eine der ersten deutschen Renaissancekapellen. Jakob Fugger selbst führte Anno 1517 den Kardinal Luigi d' Aragona in die prächtige Grabkapelle seiner Familie, wie Antonio de Beatis berichtet: »Im Karmelitenkloster bemerkt man am Ende des Schiffes der Kirche eine von den Fuggern gestiftete Kapelle; sie hat Marmor- und Mosaikfußboden, ist reich mit Gold, blauen und höchst feinen Farben und mit Gemälden verziert. Der Altar, welcher beinahe die Breite der Fassade hat, ist mit den vollendetsten Marmorstatuen geschmückt, die sehr den antiken gleichen. Längs der Wände stehen eichene Chorstühle, die mit kunstvollen Relieffiguren von Propheten und Sybillen versehen sind. Die Orgel ist dem Verhältnis nach groß und schön. Die sogenannte Kapelle mit ihren Kunstschätzen kostete nach der Angabe ihres Erbauers, des Jakob Fugger, welcher das Haupt der Familie ist, 23000 Gulden.«

Beim Verlassen der Kirche komme ich am Klostergärtchen vorbei, dem »Lutherhöfle«, wo Luther 1518 weilte, als er seine Thesen vor dem päpstlichen Legaten Cajetan rechtferti-

gen sollte. Der Garten diente bis 1806 als Friedhof der Augsburger Prominenz.

Das Fernsehen berichtet, daß der Fortbestand der Fuggerei durch das Waldsterben gefährdet sei, da aus den Einkünften der Fuggerschen Wälder deren Unterhalt zu siebzig Prozent gedeckt werde. Interview mit Mietern der Fuggerei, die ratlos erklären, dann werde man wohl mehr Miete zahlen müssen. Graf Fugger und der Innenminister beim Lokaltermin: eine Fichte wird zu Demonstrationszwecken gefällt: Naßkern und Lametta-Effekt der Zweige.



Jakob Fugger

Am 26. Februar 1514 kaufte Jakob Fugger von Anna Streußlin, der Witwe des Bürgermeisters Hieronymus Welser, vier Anwesen in der Jakober Vorstadt für 900 Gulden. Um diesen Besitz zu vergrößern, kaufte er 1516 dem Metz-

ger Zoller weitere drei Häuser mit Gärten für zusammen 440 Gulden ab. Sein Baumeister Thomas Krebs errichtete hier auf einer Fläche von zehntausend Quadratmetern die erste Sozialsiedlung der Welt.

Am 6. Juni 1516 ließ Fugger durch seinen Rechtsvertreter Bernhard Kag einen Vertrag entwerfen, nach dem in der Jakobervorstadt auf Fuggerschem Grund eine neue kleine Stadt erbaut werden sollte. Da hieß es: »Gott dem Allmächtigen zum Lob und zur Förderung des eigenen Seelenheils haben wir für etliche arme bedürftige Bürger und Inwohner zu Augsburg, Handwerker, Taglöhner und andere, welche nicht betteln wollen, etliche Häuser am Kappenzipfel in Bau genommen und soll der Hauszins ohne besondere Verpflichtung im Jahr einen Gulden betragen.«

Ich streife durch die verschneiten Gassen der Fuggerei. Hier und da ein Gesicht hinter einem der kleinen Fenster. Die Mieter der 143 Wohnungen, von denen eine Anzahl leersteht, da immer weniger Anwärter die heutigen strengen Bedingungen erfüllen, zahlen nach wie vor einen Gulden im Jahr, der an die Verwaltung der Fuggerstiftung abgeführt wird. Auf einer kleinen Kreuzung ein eisbedeckter Brunnen, in der Ferne über dem Torhaus der Reichsadler am Giebel des Rathauses zu erkennen, links der Perlachturm.

Erstmals hatte Maximilian 1473 Augsburg besucht und wohl schon damals die Familie Fugger kennengelernt. Hier disputierte er mit Humanisten wie Konrad Peutinger, hier gab er die Anregungen für sein Innsbrucker Grabmal und den großen, der Geschichte seiner Vorfahren und seinen eigenen Erlebnissen gewidmeten Holzschnittwerken. An deren Gestaltung arbeitete vor allem der Augsburger Künstler

Hans Burgkmair, denn, so Maximilian im »Weißkunig«: »Wer sich in seinem Leben kein Gedächtnis macht, der hat nach seinem Tod keine Gedächtnis und desselbigen Menschen wird mit dem Glockenton vergessen.«

Häufig war er bei den gelehrten Mönchen des Klosters St. Ulrich zu Gast und sah es als eine Ehre an, als der Abt ihn zum »Mitbruder des Klosterkonvents« ernannte. Der kleine, von der Gicht geplagte Veit Bild hatte besonders regen Kontakt zu ihm. Der Mönch war das, was man gemeinhin einen Universalgelehrten nennt. Zum engeren Kreis gehörten auch der Chronist Clemens Sender und der Prior des Dominikanerklosters Johann Faber.

Bei Konrad Peutinger war Maximilian oft zu Gast und bewunderte dessen umfangreiche Antikensammlung, die dieser nach italienischem Vorbild angelegt hatte. Der Boden Augsburgs gab einiges her, da sich hier die Hauptstadt der römischen Provinz Rätien befunden hatte, die schon im Altertum »Splendidissima«, die »Glanzvollste« genannt worden war.

Peutinger war auch als Diplomat für Maximilian tätig. Alle höchsten Erlasse und Ausschreibungen, die ins Reich gingen, wurden in Augsburg gedruckt, denn Peutinger hatte Verbindungen zu den ersten Augsburger Künstlern. Aber auch zahlreiche andere Augsburger standen im Dienst des Kaisers. Der Bürgersohn Matthäus Lang stieg vom Schreiber zum Kanzler und schließlich zum Erzbischof von Salzburg auf.

Das Wichtigste für Maximilian war jedoch die Tatsache, daß in Augsburg das große Geld beheimatet war. Die Fugger hatten die Reichsstadt zur Finanzmetropole Deutschlands gemacht. Hier fand der in ewigen Geldnöten steckende Kaiser

nahezu unbegrenzten Kredit. »Der Kaiser war denen in Augsburg wohlgesinnt«, schreibt ein Chronist. »Es waren viele Kaufleute hier, die handelten mit ihm. Wenn er Geld bedurfte, so liehen sie es ihm gegen Silber und Kupfer in Schwaz. So konnten die Kaufleute wohl scheren.« Je bedeutender eine Handelsgesellschaft wurde, desto häufiger sprachen die kaiserlichen Finanzbeschaffer dort vor. Als Pfand bot Maximilian seine Bergrechte in Kärnten und Tirol. Durch das Anleihegeschäft mit dem Kaiser kamen die Augsburger Kaufleute ins Bergbaugeschäft, wurden Besitzer von Hüttenwerken und übernahmen schließlich die Gruben selbst. Die finanzielle Abhängigkeit Maximilians von seiner »Kaiser- und Handelsstadt« führte dazu, daß Augsburg ungeheure Reichtümer sammeln und zum Mittelpunkt des damaligen Welthandels werden konnte. Erzhandel und Bergbau waren damals sehr rentabel und erbrachten große Gewinne.

Die größten Geschäfte konnten die Fugger machen, die daher den Kaiser in finanzieller Hinsicht nur selten im Stich ließen. Wenn Maximilians Forderungen wieder einmal ins Uferlose stiegen, konnte es geschehen, daß Jakob Fugger seine Ablehnung in folgende Worte kleidete: »Ich bin dermaßen an Geld erschöpft, daß ich weitere Summen aufzubringen und Seiner Majestät darzustrecken nicht gefaßt bin. Zudem ist mir die Majestät auch sonst noch merklich große Gelder auf etliche Vorträge schuldig.«

Für die Stadt Augsburg beginnt mit der Regierung Maximilians eine neue Epoche. Die Stadt am Lech erlebt einen wirtschaftlichen Aufschwung ohnegleichen: »Handel und Gewerbe kamen jetzt in Flor, der Kaufmann sammelte große Schätze und auch der gemeine Bürger hatte reiche Nah-

rung.« Um seine besondere Verbundenheit mit Augsburg zu demonstrieren, hatte Maximilian das Meutingsche Anwesen erworben. Als er jedoch seinen Grundbesitz in der Stadt vergrößern wollte, legte der Rat sein Veto ein, da solche Häuser der städtischen Steuer entzogen würden und man befürchtete, daß ein so mächtiger Bürger die Freiheit der Ratsbeschlüsse beeinträchtigen könnte. Der Rat hatte ohnehin durch die häufigen Besuche des Kaisers manche Unannehmlichkeiten zu erdulden. Maximilian suchte seine Gefolgsleute in städtischen Ämtern unterzubringen, griff häufig in die Belange des Stadtgerichts ein und hob sogar dessen Urteile auf. Hier und da verschärfte er aber auch von der Stadt verhängte Strafen und ließ Verhaftungen vornehmen. Diese Eigenmächtigkeiten des hohen Gastes führten zu Konflikten mit dem Rat. Das gute Verhältnis des Kaisers zur Reichsstadt wurde dadurch allerdings kaum getrübt, denn trotz allem war Augsburg eine Art Symbiose mit dem Monarchen eingegangen.

Eugen Ortner hat in seinem Buch »Glück und Macht der Fugger« ein lebendiges Bild des damaligen Augsburg gezeichnet: »Jakob Fugger und seine Frau lebten im Kreise ihrer Verwandten. Jakob hatte eigentlich nur mit Peutinger nähere Beziehungen. Ihm gefiel der juristische Sachverstand des Mannes und seine Gewandtheit im Umgang, während die literarischen Neigungen ihn kühl ließen. Er verstand nicht recht, daß Peutinger einen Teil seines Vermögens in einer kostbaren Bibliothek anlegte.

Peutinger sagte ihm eines Tages: »Sie sollten die Majestät einmal einladen, Fugger – nicht in Ihr Haus, sondern auf einen Abend in Ihren Garten vor der Stadt.«

»Das hat Maximilian Ihnen vorgeschlagen? Er will Kapital?« fragte Jakob mißtrauisch, denn die Brüder waren übereingekommen, mit größeren Anleihen solange zurückzuhalten, bis der Kaiser sich von der antifranzösischen Politik abgewandt habe.

»Sie unterschätzen den König.« Peutinger nannte Maximilian hartnäckig den König, Römischen König, nie Kaiser und Imperator. Für den humanistischen Juristen wurde Maximilian erst dann Kaiser, wenn er den Titel in Rom geholt hätte.

»Sie unterschätzen ihn wahrhaftig, denn er ist nicht bloß Rechner, sondern, wie Teuerdank, der Held, den sein Volk herzlich liebt, ein glänzender Gesellschafter und viel zu höflich, von sich aus ein Wort von Geschäften zu reden.«

Peutinger lachte und fuhr augenzwinkernd fort: »Ich kenne jemand anderen, der immer nur an's Geschäft denkt.«

Jakob verstand die Anspielung und sagte: »Sie machen sich's leicht, Peutinger! Der König erleidet auf jedem Reichstag Niederlage um Niederlage von Fürsten, Prälaten und Städten. Da ist es klar, daß er bei den Bankiers des vielgeliebten Augsburg auf Entgegenkommen hofft, wenn nicht das Reich zum bloßen Titel werden soll.«

»Es ist ein Glück, daß bei Maximilian Reichs- und Familienpolitik zusammenfallen. Er ist ganz von dem Gedanken eingenommen, sein Enkel werde dereinst die Welt erben. Ungarn, Deutschland, Burgund, die Niederlande, Italien, Spanien — und die Neue Welt dazu.«

»Der kleine Carlos wird einmal unser Herr und Kaiser sein, das ist gewiß», sagte Jakob trocken. »Ich werde die Majestät zum Nachtmahl einladen, und zwar in den Pavillon, wenig Gäste, ein paar Damen aus der Umgebung, ein kleines

Essen, und nachher im Garten etwas Musik. Wenn die Majestät will, kann sie tanzen ...«

»Majestät will immer tanzen, noch dazu sind ihr ein paar hübsche Pächterfrauen noch lieber als die Damen.«

»Wir werden sehen«, sagte Jakob. »Man könnte versuchen, auf die Majestät von der menschlichen Seite Einfluß zu nehmen ...«

»Hab ich's nicht gesagt?« warf Peutinger ein. »Wer denkt mehr an die Geschäfte als Jakob Fugger?«

Der Kaufmann hob abwehrend die Hand: »Nicht Geschäfte, mein lieber Doctor juris, sondern Politik, wenn schon der Kaiser privat bei mir speist.«

Es war ein milder Frühlingsabend in Schwaben. Schon als Maximilian kam, schien er wie berauscht und hatte offenbar Türken und Franzosen, den Papst und Venedig vergessen.

»Mein lieber Fugger«, rief er, vom Pferd steigend und die Zügel dem Knecht zuwerfend, »habe ich einmal die Ehre, Ihr Gast zu sein? Welch hübscher Garten! Sehen Sie, Lang«, wandte er sich an Matthäus Lang, den Kanzler, »der Fugger hat die gelben Frührosen, die wir kürzlich bei Bozen sahen.«

Max blieb stehen und nahm eine Rose, roch daran. Lang, ein Riese von Mensch, gebürtiger Augsburger, Bürgersohn, und aus all diesen Gründen dem Kaiser angenehm, reichte Fugger die Hand.

Jakob führte den Gast zum Pavillon. Hier erwartete Sybille Fugger die Majestät mit einem höfischen Knicks. Max nahm sie an beiden Händen und bat sie, aufzustehen. »Gnädige Frau«, sprach er sie an, »wir sind nicht bei den Rittern des Vließes in Burgund, sondern heute abend besucht ein Reichsbürger den andern.«

Sybille war verlegen: »Aber Majestät!«

»Nicht Majestät, heut abend nicht, oder ich sage zu meinem lieben Fugger auch Majestät – silberne, nein kupferne Majestät!« Und dann lachte er so herzlich, daß alle einfielen.

Es gab ein kleines Essen, Hühnersuppe, Wildpasteten und Hirschschlegel mit schwäbischen Spätzle und süßen Preiselbeeren. Max liebte nichts mehr als einen guten Bürgertisch. Dazu trank man Donauwein aus Regensburg, denn den Burgunder hatte der Kaiser abgelehnt.

Max erzählte von der Jagd in den Wäldern von Burgau. Wenn nicht in den nächsten Tagen der Reichstag nach Augsburg berufen wäre, hätte er fort gejagt, ein kapitaler Hirsch stünde in der Gegend südlich dem langen Weiher, man habe ihn gehetzt und dabei die Pferde so mitgenommen, daß man mitten in der Einöde habe aufgeben müssen, eine Schande! Und als sie heimgeritten seien, hübsch langsam auf den abgetriebenen Pferden, sei ihnen eine Schar Bettler aus dem Meringer Hospiz entgegengekommen, habe ihn natürlich erkannt und sich mit jämmerlichen Bücklingen am Weg aufgestellt, »und ich greife in die Tasche», erzählte Maximilian, »und greife nichts als ein paar Kreuzer, werfe sie also den Kerlen hin und im gleichen Augenblick fall ich in Trab – wollte doch die Flüche nicht hören, die hinter mir herschallen, wenn die Römische Majestät mit schäbigen Kreuzern um sich werfen muß.«

Die Reise des Kardinals Luigi

Antonio de Beatis beschreibt im Jahre 1517 das oberdeutsche Gebiet, das er auf einer Reise des Kardinals Luigi d’ Aragona, dessen Sekretär er war, kennengelernt hatte.

»Vor allem ist zu bemerken, daß man (...) fünf Meilen von Verona weg bis nach Innsbruck und von da bis etwa eine Tagesreise vor Augsburg durch rauhe Gebirge und Felsen, die zum Himmel emporragen, hindurchreist, daß man dabei aber beständig durch Täler und auf ganz ebenem Wege reiten kann; ebenso durch einige andere Gebirge hindurch, die wir mit Unterbrechungen bis Köln passierten, durch die man überall bequem in Wagen fahren kann, die fortwährend in großer Zahl hin und her fahren.

Es ist überhaupt bei den Deutschen Brauch, alles in vierrädrigen Wagen zu transportieren; mancher derselben kann mehr Waren tragen als vier von den in der Lombardei gebräuchlichen; viele und starke Pferde ziehen diese Wagen. Überall findet man bequeme Unterkunft, und obwohl von Trient an bis fast an den Rhein keine Weinberge mehr vorkommen, so hat man doch in allen Gasthäusern zwei Sorten Wein, weißen und roten, gut und wohlschmeckend, manchmal mit Salbei, Flieder und Rosmarin gewürzt. Das Bier ist in Deutschland wie in Flandern im allgemeinen gut. Es gibt schmackhaftes Kalbfleisch, viele Hühner und treffliches Brot. Der Wein ist bis Köln nicht sehr teuer und das Kalbfleisch

sehr billig, so daß wir an einigen Orten zu viert für einen Golddukaten aßen.

Kamine hat man nur in der Küche, sonst überall Öfen; jeder Ofen ist mit einer Nische versehen, in welcher ein Zinngefäß steht, das als Waschbecken dient. Die Einwohner haben große Freude daran, sich in den Zimmern verschiedene Vögel in kunstvollen Käfigen zu halten, von denen einige nach Belieben frei aus und ein fliegen. Allgemein sind Federbetten und ebenfalls mit Federn gefüllte Oberbetten in Gebrauch; man spürt darin weder Flöhe noch Wanzen, sowohl wegen der Kälte des Landes, als auch weil sie die Ober- und Unterbetten mit einer gewissen Mischung bestreichen, die nach Aussage von Deutschen nicht nur gegen die Wanzen und anderes Ungeziefer gut ist, sondern auch die Betten auf der Oberfläche so fest macht, daß man auf mit feiner Wolle gefüllten Matratzen zu ruhen glaubt. Wirkliche Matratzen gebrauchen sie aber nur im Sommer. Die erwähnten Betten sind groß und haben sehr große Kopfkissen; an Federn ist ja kein Mangel, da die Gänse so massenhaft gezogen werden, daß ich in Deutschland deren oft gegen vierhundert beisammen sah. Dabei stellen sie in ein Zimmer so viele Betten, als dort Platz haben, was unbequem und unlöblich ist; auch gibt es in den Schlafgemächern keine Öfen oder Kamine zur Erwärmung, so daß der Übergang aus den warmen Zimmern in die ganz kalten Räume, in denen man sich auskleiden soll, ein großes Mißverhältnis darstellt; da man aber in den dicken Federbetten rasch warm wird, so kümmert man sich nicht weiter darum.

Es gibt in Deutschland viele und sehr ausgedehnte Wälder, mehr von Tannen und Fichten als anderen Bäumen; vor al-

lem sind der Ardennenwald und der Hercynische Wald zu nennen, welche beide sehr berühmt sind. Die Ardennen werden zwar zu Frankreich gerechnet, beginnen aber am Ufer des Rheins. Der Hercynische Wald beginnt an der Schweizer Grenze, zieht sich der Donau entlang und berührt viele Volksstämme; seine Breite wird zwar auf neun starke Tagesreisen und seine Länge auf vierzig angegeben, doch haben wir ihn da, wo wir hindurchritten, nicht besonders breit und ausgedehnt gefunden.

Es gibt viel angebautes Land; Weizen und Gerste sind zwar nicht sehr gebräuchlich, dagegen ernten sie Roggen und Korn in Menge, auch Hülsenfrüchte außer Kichererbsen, die wir nie gesehen haben. Kleine rote Kühe werden in großer Menge gehalten; auch Schafe und Schweine. (...) Die Käse sind nicht besonders gut, vor allem deshalb, weil die Deutschen nur faulen Käse lieben; auch einen grünen Käse schätzen sie, der künstlich mit Säften von Kräutern hergestellt wird, den aber, obwohl er pikant schmeckt und riecht, ein Italiener nicht essen würde. An Obst fanden wir gute Weichselkirschen, zahlreiche große Apfel- und Birnbäume fast überall, deren Früchte allerdings (im Juni 1517) noch nicht reif waren, auch Pflaumenbäume.

Die Frauen halten zwar ihr Geschirr sehr sauber, sie selbst sind aber in der Regel sehr unsauber, alle nach einer Weise in ganz geringe Stoffe gekleidet; sie sind aber schön und anmutig und nach dem Urteil unserer Reisegefährten zwar kalt von Natur, aber doch üppig. Die Jungfrauen tragen, solange es Blumen gibt, Kränze aus verschiedenfarbigen Blumen auf dem Kopf, besonders an Festtagen, ebenso die Knaben, die in der Kirche dienen, und die Schüler. Die meisten Frauen

(niederen Standes) gehen barfuß, und wenn sie Schuhe haben, so haben sie keine Strümpfe; sie tragen kurze und enge Röcke, welche die Beine nicht ganz bedecken. Sie tragen Halstücher und auf den in Flechten gewundenen und um den Kopf gebundenen Haaren gefältelte Mützen aus Piquet wegen der Kälte. Die großen und reichen Damen tragen gewisse sehr breite Kopftücher und darüber einen weißen, dichten und fein hergestellten Schleier, der festgemacht und in gewisse Falten gelegt ist, so daß sie sehr majestätisch aussehen; bei denen, welche Trauer tragen, hängt der Schleier drei oder vier Spannen hinten herunter. Alle gehen in Röcken, meist aus schwarzer Serge, seltener aus Seide. Wenn sie Fremde und angesehene Männer, besonders von fremden Nationen, vorübergehen sehen, so pflegen sie sich zu erheben und zu verneigen. In allen Gasthäusern sind drei oder vier junge Serviermädchen; sowohl der Wirtin und ihren Töchtern wie den genannten Mädchen gibt man aus Artigkeit die Hand; sie lassen sich zwar nicht küssen, wie die französischen Kammermädchen, wohl aber um den Leib fassen und drücken, oft auch gern zum Mittrinken einladen, wobei es im Reden und Benehmen recht frei herzugehen pflegt.

Die Männer sind in Deutschland in der Regel groß, wohlproportioniert, stark und von lebhafter Gesichtsfarbe. Alle tragen von klein auf Waffen, und jede Stadt und jedes Dorf haben ihren Schießplatz, wo man sich an Festtagen in Armbrust- und Büchsenschießen übt, wie in der Handhabung der Piken und jeder anderer Art Waffen, die bei ihnen in Gebrauch ist. Überall fanden wir unzählige Räder und Galgen, die nicht nur in ihrem Aufbau mit Zierraten versehen waren, wie sie denn auch sehr prunkvoll hergestellt werden, son-

dern auch mit gehenkten Menschen, worunter zuweilen auch verurteilte Frauen, so daß man sieht, daß strenge Rechtspflege geübt wird, was ohne Zweifel in diesen Ländern auch sehr nötig ist. Da alle Edelleute außerhalb der Städte in ihren festen Burgen wohnen, wohin sich auch viel Raubgesindel zurückzieht, so könnte man gar nicht existieren, wenn die Rechtspflege nicht so streng wäre. Auch so kommen außerhalb der Grafschaft Tirol noch Raubmorde genug vor. Dabei ist zu wissen, daß in ganz Deutschland, besonders in den freien Städten, wohlhabende und angesehene Bürger das Regiment führen, da die Edelleute, wie gesagt, sich in ihren Burgen oder auf ihren Besitzungen aufhalten und nur ein- oder zweimal im Monat in die Städte kommen.

Sowohl Frauen als auch Männer besuchen fleißig die Kirchen, in denen jede Familie ihren eigenen Kirchenstuhl hat; die Kirchen sind alle gedielt und die Bänke mit etwas Zwischenraum in der Mitte in zwei Reihen geordnet, wie in einer Schule; nur für die Priester bleibt der Chor frei, da spricht man nicht von Geschäften und unterhält sich nicht wie in Italien; man richtet seine Aufmerksamkeit auf Messe und Gottesdienst, und beim Gebet knien alle nieder.

Allgemein durch ganz Deutschland gibt es sehr schöne Brunnen und viele Bäche, welche Mühlen treiben. An Fischen aus Seen und Flüssen und guten Forellen fehlt es nirgends, denn jeder Wirt hat vor seinem Gasthaus einen oder zwei Fischkästen aus Holz und verschließbar, worin sie lebende Fische halten, und in welchen Brunnenwasser so ein- und ausfließt, daß sich die Fische lange Zeit und gut lebend erhalten.

Dem Kardinal machten in allen freien Städten und in den beiden Schweizerkantonen, die wir passierten, die Gemeindebehörden ihre Aufwartung und überreichten ihm Wein, Brot und Fisch. Sie pflegten dies bei allen durchreisenden geistlichen und weltlichen Herren zu tun. Von Verona bis Trient stehen an der Straße auf jede italienische Meile oder in noch geringerer Entfernung Kreuze, bald von Stein, bald von Holz, bald von Eisen, auf gut gearbeiteten steinernen oder hölzernen Säulen. Von Trient an pflegt man an allen Straßen in der Nähe der Dörfer und Städte unter freiem Himmel sehr hohe und große Kruzifixe aufzustellen, meist mit den Schächern zur Seite, was zugleich Schrecken und Andacht erweckt. Und in geringen Entfernungen voneinander sind überall hölzerne oder steinerne Säulen aufgerichtet mit einem ausgehöhlten Fensterchen, in welchem sich ein Bild des Gekreuzigten mit den zwei Marien oder andere Geheimnisse der heiligsten Passion des Herrn dargestellt finden. Man sieht auch selten auf deutschen Gemälden Heilige dargestellt, ohne daß etwas aus der Passion damit verbunden wäre.

Die Häuser sind zwar meistens aus Holz, aber sehr schön und anmutig von außen und im Innern nicht unbequem; sehr gebräuchlich sind reichverzierte Erker, bald mit zwei, bald mit drei Seiten, um bequem die Straße beobachten zu können, manchmal ganz bemalt und mit Ziegeln gedeckt, auf denen Wappen und sehr schöne Heiligenfiguren gemalt sind. Die Haustüren, besonders die nach der Straße gehenden, sind entweder ganz aus Eisen oder aus Holz mit starken Eisenbeschlägen und bald rot, bald grün, blau oder gelb angestrichen. Die Dächer der Häuser wie der Kirchen sind in der

Regel verziert und steil ansteigend; diejenigen der Häuser mit Ziegeln gedeckt, die der Kirchen mit verschiedenfarbigen glänzenden Plättchen aus Ton, so daß sie von weitem einen sehr schönen Anblick bieten. Die Kirchtürme sind hoch und spitz. Sie haben sehr schöne Glocken; und es gibt kein noch so kleines Dorf, das nicht wenigstens eine schöne Kirche hätte mit so großen, schönen und kunstreichen Glasfenstern, als man sich nur denken kann. Innerhalb der Kirchen werden nur große und reiche Persönlichkeiten bestattet; alle anderen außerhalb der Kirchen auf den unbedeckten, aber mit Mauern umschlossenen Friedhöfen. Hier stehen viele Kreuze, auf manchen Gräbern auch steinerne Denkmäler mit Inschriften und Wappen aus Messing, auch Weihwasserkesselchen, an Holzpflöcken befestigt. Dem Gottesdienst und den Kirchen wenden sie viel Aufmerksamkeit zu, und so viele Kirchen werden neu erbaut, daß ich, wenn ich damit die Pflege des Gottesdienstes in Italien vergleiche und daran denke, wie viele arme Kirchen hier ganz in Verfall geraten, diese Länder nicht wenig beneide und im innersten Herzen Schmerz empfinde über das geringe Maß an Religion, das man bei uns Italienern findet.«

Die deutsche Ritterschaft

Im Innern des Reiches in den letzten Lebensjahren Maximilians ein Zustand, den man als Anarchie bezeichnen muß. Die Hildesheimer Stiftsfehde, die ganz Niedersachsen verheerte, brach unmittelbar nach seinem Tod aus. Um dieselbe Zeit nahm die Fehde zwischen dem Herzog von Württemberg und der süddeutschen Ritterschaft eine schlimme Wendung. Jahrelang hatte der Südwesten des Reiches ohnehin unter der Wegelagerei der Ritter zu leiden gehabt. Dabei tat sich ganz besonders Franz von Sickingen hervor, den Maximilian trotz der ausgesprochenen Reichsacht mit allen Ehren in Innsbruck empfing. Seine auswärtigen Unternehmungen hatten dem Kaiser niemals Zeit gelassen, sich um die Reform dieser unhaltbaren Zustände im Innern zu kümmern. Wenn Berthold von Mainz mit Ausdauer und Eifer bemüht war, die inneren Angelegenheiten des Reiches zu ordnen, so war das Verhalten Maximilians das schwerste und den Ausschlag gebende Hindernis eines Erfolges. Der Kaiser behandelte die Fragen der Innenpolitik nur unter dem Gesichtspunkt, daß seiner »Obrigkeit« kein Abbruch geschah und war eifersüchtig darauf bedacht, seine Majestätsrechte zu hüten, denen er doch durch seine Innen- und Außenpolitik selbst so großen Schaden zufügte. Gelegentlich spielte er die inneren Reformen aus, um Geld für seine auswärtigen Unternehmungen zu erlangen. Dieselben Motive bestimmten sein Verhalten zu den Städten und den Kaufleuten, insbeson-

dere zu den großen Handelsgesellschaften. Die Ritterschaft, deren Wegelagerei den Handel stark behinderte, war frech genug, auf den Reichstagen auch noch die Unterdrückung des Großhandels zu betreiben. Maximilian hätte dadurch, daß er sich ganz auf die Seite der Bürger geschlagen und den Handel unterstützt hätte, in Deutschland dem Bürgertum Luft, Sicherheit und Freiheit für eine Entwicklung verschaffen können, zu der starke Ansätze bestanden.

Was ist das für ein Land, wo die Raubritter in ganzen Rudeln von Verwandten und Freunden ihr Geschäft betreiben können? Was für ein Deutschland ist es, in dem adlige Strauchdiebe mitten im Frieden private Kriegszüge gegen ihre Landsleute führen können? Es heißt »Heiliges Römisches Reich« und ist ungefähr dreimal so groß wie die Bundesrepublik. Seine Grenzen sind fließend: niemand weiß ganz genau, was eigentlich alles dazugehört. Ausländer bezeichnen es als Räuberhöhle. Vor den Toren der Städte brennen die Scheiterhaufen der Inquisition. Nirgendwo sind die Verhältnisse chaotischer als im heutigen Südwestdeutschland, denn hier gibt es die meisten reichsunmittelbaren Ritter.

Der Umschwung der wirtschaftlichen Struktur beraubte die Ritterschaft ihrer Mittel, was sie vergeblich durch verstärkte Ausbeutung ihrer Bauern wettzumachen suchte. Gleichzeitig hatte sie sich gegen das mächtig aufstrebende Territorialfürstentum und auch gegen das Bürgertum zu wehren. Was blieb den gepanzerten Fäusten zu tun? Die Bildung reichte bei den meisten weder zum geistlichen Stand noch zum Fürstendienst. Viele betätigten sich auf den Turnieren des Adels; die meisten jedoch drehten Däumchen und

schlugen ihre Zeit als Jäger oder Schürzenjäger tot, oder verbrachten sie einfach mit Saufen. Was blieb, um mal wieder die Glieder recken zu können, war für einen beträchtlichen Teil des Adels die Fehde. Das gab der Ritterschaft eine Waffe in die Hand, sich durch Raub eine Scheibe vom Wohlstand anderer abzuschneiden. Man brauchte nur einen halbwegs stichhaltigen Vorwand. Ob sie selbst es merkten oder nicht, es war in Wirklichkeit nicht zu übersehen: Ritter waren zu reitenden Anachronismen geworden. Das zeigte sich schon in der Bewaffnung: So eine Rüstung konnte bis zu einem Zentner wiegen, und fiel ein Ritter einmal von seinem Kaltblüter herunter – andere Pferde konnten die schwere Last gar nicht tragen – dann zappelte er wie ein Käfer hilflos auf dem Rücken liegend.

Inzwischen war etwas Entscheidendes geschehen: die Infanterie war erfunden worden. Landsknechte, die zum dumpfen Dröhnen ihrer Trommeln auf Kommandoruf exerziermäßig das Schlachtfeld beherrschten, die in dichtgedrängten Karrees – der sogenannte »verlorene Haufen« als Stoßtrupp voran – angriffen. Mehr noch, jetzt war das Kriegsvolk auch noch mit neuen Kugelbüchsen, den Arkebusen, bewaffnet. Noch ist die Bedienung dieser Schießgewehre umständlich und langwierig, dennoch markiert sie eindrucksvoll den Wendepunkt zu einer Kriegsführung der Physik und Chemie. Doch die wenigsten Ritter merken, daß Pulver und Blei das Ende ihrer Existenz bedeuten. Ganz wenige, wie z. B. Götz von Berlichingen, werden immerhin ihre Konsequenzen aus dieser Wandlung der Welt ziehen. Die meisten überkommt bestenfalls eine dumpfe Ahnung von ihrer Überflüssigkeit. Das wäre noch nicht so deprimierend gewesen, wenn nicht

auch ihre persönlichen Lebensumstände so unerfreulich ausgesehen hätten. Das Leben auf den düsteren, zugigen Burgen, die man nicht gebaut hatte, damit man sie bequem bewohnen, sondern bequem verteidigen konnte, war eine unbequeme Angelegenheit. Dieses Leben beschreibt Ulrich von Hutten in einem Brief an Wilibald Pirckheimer: »Man lebt auf dem Felde, in Wäldern und in jenen Felsennestern. Die uns Nahrung schaffen, sind ganz arme Bauern, denen wir unsere Äcker, Wiesen und Wälder verdingen. Der Ertrag, der von ihnen kommt, ist für die Arbeit, die darauf verwendet wird, gering und schmal. Aber mit großer Mühe und großem Fleiß wird gearbeitet, damit er reich und lohnend werde, denn wir müssen sehr sorgfältige Haushälter sein.



Ulrich von Hutten

Sodann müssen wir uns unter die Abhängigkeit von irgendeinem Fürsten stellen, damit wir von ihm Schutz erhoffen dürfen: wenn ich das nicht bin, glaubt jedermann, daß er sich alles gegen mich erlauben dürfe. Und wenn ich es bin, so ist

dieser Schutz mit Gefahr und täglicher Furcht verbunden. Denn sobald ich aus dem Haus trete, bin ich in Gefahr, denen in die Hände zu fallen, mit denen der, welcher mein Schutzherr ist, Händel und Fehde hat. An seiner Stelle fallen sie mich an und schleppen mich fort. Wenn mich das Mißgeschick recht verfolgt, geht leicht die Hälfte meines Vermögens für das Lösegeld drauf, und wovon ich Schutz erhoffte, erwachsen mir auf diese Weise Feindseligkeiten. Zu diesem Zweck halten wir darum Pferde und schaffen uns Waffen an und umgeben uns mit zahlreichem Gefolge, alles unter schweren und drückenden Kosten. Und dabei dürfen wir nicht fünfhundert Schritte ohne Waffen gehen, nicht zum Jagen, nicht zum Fischen anders als in Eisen gepanzert gehen. Überdies gibt es häufig Zank zwischen fremden Bauern und den unseren und es vergeht kein Tag, an dem uns nicht über irgendeinen Streit berichtet wird, den wir dann sehr vorsichtig schlichten. Denn wenn ich zu ungestüm das Meinige in Schutz nehme und das Unrecht verfolge, so entsteht Krieg; wenn ich aber zu geduldig nachgebe und von meinen Rechten etwas nachlasse, dann steht sogleich dem Angriff von allen Seiten Tür und Tor offen. Denn was dem einen nachgelassen ist, das würde jeder einzelne gleichermaßen für sich haben wollen zur Belohnung für seine eigene Unverschämtheit. Und was für Leute sind es, unter denen solche Sachen vorkommen? Nicht etwa Leute, die sehr fremd sind, lieber Freund, sondern solche, die sehr nahe stehen, Verwandte und Verschwägerte, ja sogar Brüder handeln derartig gegeneinander.

Das sind die Annehmlichkeiten unseres Landlebens, das ist unsere Ruhe und unser Frieden. Ob unsere Behausung

auf dem Berg oder in der Ebene liegt, sie ist nie zur Behaglichkeit, sondern zum Schutz erbaut, mit Wall und Graben umgeben, immer ungeräumig, mit Vieh- und Pferdeställen zusammengepfercht, daneben finstere Schuppen voller Kanonen, Pech und Schwefel und was sonst zur kriegerischen Ausrüstung an Waffen und Maschinen gehört. Überall der Gestank des Schießpulvers, dann die Hunde mit ihrem Unrat — das duftet lieblich und angenehm, sollte ich meinen! Reitersleute kommen und gehen, auch Raubgesindel, Diebe und Wegelagerer, denn gewöhnlich stehen unsere Häuser offen, und unsere Laute wissen selten, wer einer ist, oder fragen nicht viel danach.«

Ein anderer Punkt, über den wir wenig wissen, ist die Wohnweise des gewöhnlichen Ritters. Wir sind es gewohnt, uns Ritter als Burgherren vorzustellen, auf Burgen mit vielen Mauern und Gräben und der Flagge ihres Geschlechtes, die von den Turmzinnen flattert. Bei näherer Betrachtung jedoch trifft diese Vorstellung nur noch auf die Adligen unter den Rittern und eine Minderheit unter den ritterbürtigen Ministerialen und Freien zu. Die Prunkstücke mittelalterlicher Burgen in Europa waren meistens Königs- und Adelsburgen und sagen folglich nichts über die Lebensweise des gewöhnlichen Ritters aus. Zwar lebten die Ritter oft auf der Burg ihres Fürsten oder Herrn, in seiner Hofhaltung oder Garnison als Träger seiner Farben und als Esser an seinem Tisch. Hierzu paßt wieder das Bild von Rittern auf Burgen, allerdings mit der Einschränkung, daß es nicht ihre eigenen waren. Ein gewöhnlicher Ritter oder Knappe, der sich vom Herrenbauern hochgearbeitet hatte, wohnte wahrscheinlich häufig in einem einfachen Steinhaus mit zwei Zimmern: einem allgemeinen

Wohn- und Empfangsraum, wo auch geheizt und gekocht wurde, und einem Schlafgemach für die ganze Familie. Rings umher mögen dann zwar noch ein paar Holzhäuser für das Personal gestanden haben, aber besonders wehrhaft war das Ganze nicht und auch alles andere als komfortabel eingerichtet. In diesem Punkt können Ausgrabungen weiteren Aufschluß geben, aber gewöhnlich ist man noch nicht zu diesen einfachen, wenig spektakulären Ritterwohnsitzen vorgedrungen.

Die Burgen und kleineren Steinhäuser der Ritterschaft befanden sich im allgemeinen auf dem flachen Land oder in den Bergen, jedoch nicht in den Städten, ausgenommen dort, wo eine Adelsburg den befestigten Punkt gebildet hatte, um den sich dann Kaufleute niederließen. Aber auch wenn keine Burg in der Stadt war, bestand häufiger Kontakt zwischen Rittern und Bürgern. Denn man darf sich Ritterstand und Stadtbevölkerung nicht als zwei streng voneinander getrennte Gruppen vorstellen, wenn sie auch unterschiedliche und oft gegensätzliche Interessen hatten. Sowohl die Ritterschaft als auch das Stadtpatriziat, die soziale Oberschicht der Bürger, bildeten eine soziale Klasse, die grundsätzlich offen war. Und weil außerdem das Bürgertum rechtlich zum Stand der Freien gehörte, dem auch ein Teil der Ritterschaft entstammte, stand ihrem gesellschaftlichen Verkehr nichts im Wege. So geschah es denn auch häufig, daß Mitglieder des Stadtadels der Ritterschaft ihres Bezirks beitraten, ohne damit ihre städtische Lebensweise aufzugeben. Denn mit eigener Hand sein Land zu bearbeiten war unvereinbar mit der Ritterehre; durch Handel sein Kapital zu vermehren jedoch nicht.

Die Zahl der an Handelsunternehmen beteiligten Ritter war in Europa nicht überall gleich: In Holland und Flandern kam es weniger häufig vor als in England und Norditalien. Aber auch auf Gebieten, wo die Ritterschaft nicht aktiv an Handel und Gewerbe interessiert war, gab es zahlreiche Beziehungen zum reichen Bürgertum. Man brauchte kein Lehen zu haben, um zur Ritterschaft zu gehören, indessen besaß man es meist. Ebenso brauchte man auch keinen Ritterhof auf dem Land zu besitzen; jedoch war auch dies häufig der Fall. So lebte also ein solcher Ritter oder Knappe abwechselnd in der Stadt oder auf dem Land, ab und zu gepanzert und zu Pferde in den Krieg ziehend, meist jedoch mit mühseligen Verwaltungsangelegenheiten für seine Stadt und seinen Bezirk beschäftigt.

Ein wenig heldenmäßiges und romantisches Bild ist es also, das wir von der spätmittelalterlichen Ritterschaft erhalten; ein Bild, das noch deutlicher wird dadurch, daß seit dem 14. Jahrhundert die Mehrzahl der schildbürtigen Männer nicht mehr wirklich Ritter wurde, sondern lebenslang Knappe blieb.

In ohnmächtigem Zorn sahen deshalb die meisten Ritter besonders auf die immer stärker aufblühenden Städte herab, in denen es zwar genauso stank wie auf den Burgen, die aber dennoch Zentren des Handels und der Zivilisation geworden waren, mit Errungenschaften, die selbst auf Kaiserpfalzen Aufsehen erregt hätten. Hier existierte eine Welt, von der die Ritter ausgeschlossen waren. Die Kultur war in den Städten zuhause. Daß das Pack der Pfeffersäcke sie dort auch sozial überholte, während ihnen nichts als ihr Dünkel blieb, erhöhte noch den Grimm der Reitersmänner.

Diese Macht und Größe der Städte war dem Reichsrittertum natürlich ein Dorn im Auge und in zahllosen Fehden versuchte es sich sein Stück aus dem Kuchen herauszuschneiden. Einer der erfolgreichsten Raubritter oder Placker war der durch Goethe verklärte Götz von Berlichingen, der sich nach heutigem Geldwert mehr als eine Million zusammenraubte. Als er Anno 1512 die freie Reichsstadt Nürnberg beraubte, wurde er vom Kaiser in die Acht getan. In seinen Lebenserinnerungen schildert Götz das so: »Damals war die Kaiserliche Majestät Maximilian zu Augsburg, und die Kaufleute wähnten nit anderst, denn ich hätte den rechten Wagen angegriffen, auf dem sie ihr bestes Gut hatten; ich hatt aber den verkehrten angegriffen. Sie liefen nun zum Kaiser gen Augsburg und fielen Ihrer Kaiserlichen Majestät zu Fuß und verklagten mich auf das Höchste, daß sie nämlich verdorbene Leut wären und einen unüberwindlichen Schaden, den sie und ihre Kind und Nachkommen nit überwinden könnten, empfangen hätten.

Darauf ihnen der fromm Kaiser Maximilian geantwort und gesagt: »Heiliger GOTT, heiliger GOTT! Was ist das? Der ein hat eine Hand, so der ander ein Bein; wenn sie denn erst zwei Händ hätten und zwei Bein, wie wollt ihr dann tun?« Das war nun auf mich und Hanns von Selbiz geredt gewest, und hatte auch der Kaiser, wie man mir berichtet, dabei gesagt: »Wie gehe's zu, wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verleuert, so soll man das ganze Reich aufmannen, und so viel zu schicken haben, und wann Handel vorhanden sein, da Kaiserliche Majestät und dem ganzen Reich viel daran gelegen ist, das Königreich, Fürstentum, Herzogtum und anders antrifft, so kann euch niemand nacher bringen!« Welche

Rede ich ungefähr über drei oder vier Tag danach durch einen fürstlichen Beamten erfahren, dem sie durch die Post von Augsburg aus zu wissen getan oder vielleicht zugeschrieben worden.

Und gefiel mir solches von Kaiserlicher Majestät so wohl, daß es mir im Herzen eine Freud war, und ich kann mich auch nicht erinnern, daß ich mein Tag je etwas wider Kaiserliche Majestät oder das Haus Österreich gehandelt hab. Ich bin auch wohl an die Ort kommen, da das weich Geld und Kronen wohlfeil waren, aber ich hab es Kaiserlicher Majestät, unserm allergnädigsten Herrn, zu Ehren und Gefallen unterlassen und mich sonst als ein armer Krieg- und Reitersmann beholfen und wohl mehr Gefährlichkeit ausgestanden als irgendeiner, der lebt.«

Stadtluft macht frei

»Ich habe mir als Dormitorium eine Kammer gewählt, die heimlich ist und nicht an der Straße liegt, wo man die Uhr von St. Jakob und den Karmelitern wohl schlagen hört. Ich schlafe auf dem großen Bett, mein Junge Burghart Lintlar auf dem kleinen. Des Morgens zwischen fünf und sechs Uhr rufe ich den Jungen an: er steht auf und macht mir Feuer in der Schlafkammer, oder er macht mir meine Stube warm. Während ich mich dann anziehe und wärme, macht er die Betten oder tut, was er zu tun hat. Danach gehe ich Sonn- und Feiertags mit ihm in die Kirche, des

Werktags studiere, schreibe, notiere oder lese ich, und dazwischen ißt der Junge bei meiner Mutter die Morgensuppe.

Ich esse niemals vor Mittag: sobald es 11 Uhr schlägt, läßt man mich rufen und ich begebe mich zu meiner Mutter zum Mittagsmahl. Da essen wir dann Hartfleisch, allzeit Grünfleisch (Gemüse), Butter und Käse, zu Zeiten auch Braten; an Fischtagen Hering, danach Stockfisch oder anderes, was sich schickt. Meine Mutter und ich trinken besonders des Abends neben dem Bier ein halbes Quart Wein, zuweilen etwas mehr. Selten dauert die Mahlzeit eine ganze Stunde. Meine Mutter, Schwester und ich essen an einem Tisch, das Gesinde zusammen am anderen Tisch. Wenn die Mahlzeit gehalten ist, gehe ich etwas im Hof oder in der Stadt spazieren, danach zu meinem Studium und arbeite auf meiner Schreibkammer.

Abends halten wir die Mahlzeit wie den Mittag um die sechste Stunde. Wenn es sieben Uhr ist, eilt meine Mutter zu Bett mit den Scholaren Hermann und Gottschalk. Wir andern bleiben noch auf, im Winter in der Stube, im Sommer im Hof bis 9 Uhr. Um 9 Uhr schließe ich mein Haus zu und lasse meinen Jungen zuerst sich ins Bett legen, so lange bleibe ich auf meiner Schreibkammer. Danach gehe ich auch zu Bett und ist mein Gebrauch nicht, daß mir der Junge oder jemand anders die Hosen auszieht; ich schlafe niemals im Hemde und mit brennendem Licht. Des Morgens macht mir der Bäcker Zeitvertreib, denn ich schlafe über dem Backofen.«

So schildert Hermann von Weinsberg, Ratsherr der Stadt Köln, den Tageslauf eines Durchschnittsbürgers, an dem sich seit dem Mittelalter nichts geändert hatte, obwohl er seinen

Bericht um das Jahr 1574 schrieb. Immer noch stand man in aller Frühe auf, um das Tageslicht auszunutzen, denn die mit Rindertalg und Tran gespeisten Lampen spendeten nur karges Licht. Wer im Dunkeln ausgehen mußte, nahm mangels Straßenbeleuchtung seine eigene Laterne mit.

Auch Fürsten und Mitglieder der höheren Stände waren bereits im Morgengrauen auf den Beinen. Um sechs Uhr früh muß sich unser alter Bekannter Hans von Schweinichen in Köln zu einer Ratssitzung einfinden, und beim dortigen Kurfürsten begannen dien Audienzen im Sommer zwischen vier und fünf Uhr morgens. Deshalb gingen die Menschen mit den Hühnern schlafen. Die Uhrzeit erfuhr man durch die Kirchenglocke oder die Uhr am Rathausturm; nachts rief der Nachtwächter die Stunden aus. Eine eigene Uhr in der Wohnstube oder gar eine Taschenuhr, die damals von Männern und Frauen an langer goldener Kette um den Hals getragen wurde, wurden unter die seltenen Luxusartikel gerechnet.

Zum Frühstück war Suppe üblich, dazu aß man auch, wenn man sich das leisten konnte, Fleisch und begann den Tag oft schon mit Bier und Wein. Die Hofdamen der Königin Elisabeth von England verzehrten zum Frühstück Heringe und tranken große Kannen schäumenden Bieres dazu. Die Hauptnahrungsmittel waren Fleisch und Brot, bei der ärmeren und meist unterernährten Bevölkerung Roggen-, Weizen- oder Hirsebrei. An Fleisch fehlte es nicht, denn man hielt auch in den Städten Kleinvieh: Schweine, Hühner und Gänse, die sich in den Gassen tummelten.

Gemüse spielte beim Essen eine untergeordnete Rolle, die Kartoffel wurde anfangs nur als Zierpflanze in den Gärten

gezogen. Dagegen begann man im 16. Jahrhundert in Oberitalien mit dem Reisanbau. Aus Italien kamen auch Melonen; Obst gewann an Beliebtheit und Erdbeeren, Himbeeren und Johannisbeeren, die früher in den Wäldern nur wild wuchsen, wurden nun in Gärten kultiviert. Aber erst Gewürze gaben dem Schmaus den letzten Pfiff: Nelken und Zimt, Safran und Pfeffer. Die vielen Schiffsladungen mit Pfeffer, von denen in allen Handelsberichten zu lesen ist, beweisen, daß damals scharf gewürzt gegessen wurde.

Wer am Morgen die Stadt betrat, begegnete zuerst dem Stadtvieh. Denn auch in den großen Reichsstädten trieb der Bürger Landbau auf Wiesen, Weiden, Äckern und Weinbergen der Stadtflur. Die meisten Häuser, auch vornehme, hatten im engen Hofraum Viehställe und Schuppen.

Von außen wirkte die Stadt wie der prächtige Palast eines Riesenkönigs, vom kleinen Platz am Binnentor jedoch trotz der höheren Häuser wie ein großes Dorf. Durch die Gassen der Stadt trabten Kühe, ein Schäfer trieb mit Hilfe seines Hundes eine Schafherde auf die nahen Hügel. Auch im Stadtwald weidete das Vieh, jedoch wurde das bald als schädlich für das Holz erkannt und hier und da verboten. Ja, kluge Städter pflanzten sogar Wald an, z. B. in Nürnberg mehrere hundert Morgen.

Große Taubenschwärme erhoben sich aus den Gassen; sie waren die Lieblingsvögel der Bürger, seltene Arten waren gefragt, einer suchte sie dem anderen wegzufangen und der Rat hatte zu schlichten. Noch mehr Mühe machten dem Rat die Borstentiere und ihr Schmutz, denn die Schweine liefen in die Häuser und suchten auf dem Weg ihre unsaubere Nahrung. Der Rat verbot zuweilen, Schweineställe an den

Straßen zu errichten, so 1421 in Frankfurt, aber auch im reichen Ulm streiften die Schweine übelriechend durch die Straßen, bis ihnen dieses Recht auf die Mittagsstunde von elf bis zwölf Uhr beschränkt wurde.

In den Flußauen, die durch die Stadt führten, hatte das Vieh seine Schwemmen, dort brüllte und grunzte es und behinderte Menschen und Fuhrwerke. Da fehlte auch der Mist nicht: auf abgelegenen Plätzen lagerten große Haufen, und wenn die Stadt sich einmal zu einem Kaiserbesuch oder zu einer großen Messe herausputzte, ließ sie, um sauberer auszusehen, nicht nur die Gehenkten vom Galgen abnehmen, sondern auch den Unrat von den Plätzen und Straßen wegkarren. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß man in den Straßen auch kleine Gemächer errichtete: diese »Profeien« wurden ebenfalls zu besonderen Gelegenheiten ausgemistet.

Die Hauptstraßen der Stadt waren hier und da gepflastert, längs der Häuser gab es besondere Steinwege, und vornehme Städte wie Aachen, Nürnberg und Ulm beschäftigten städtische Pflasterer und ließen sich das Ausbessern der Straßen etwas kosten. Nicht überall jedoch war man so weit: in Frankfurt wurden die Hauptstraßen bis 1399 nur durch Holzschwellen, Sand und kleine Steine befestigt. Doch muß der Weg oft schwierig gewesen sein, denn es gab für die Domherren eine gesetzliche Entschuldigung, beim Konvent zu fehlen, wenn der Straßenschmutz gar zu arg war. Wurde auf einem Platz der Stadt ein Fest gefeiert, ein Turnier abgehalten oder ein Schauspiel aufgeführt, dann wurde dort Stroh ausgelegt. Das gleiche durfte jeder Bürger vor seinem Haus tun. Wer bei schlechtem Wetter ausging, fuhr in schwere

Holzschuhe. Von den Ratsherrn wurde gefordert, daß sie diese vor den Sitzungen auszogen.

In den Straßen waren Brunnen häufig. Es sind einfache Ziehbrunnen mit Rolle, Kette und Doppeleimer. Wurde der eine heraufgezogen, fuhr der andere in die Tiefe. Wo gutes Wasser fehlte, waren die Städte seit ältesten Zeiten bemüht, reine Quellen und Bäche in die Stadt zu leiten. Oft haben die Bürger deswegen große Anstrengungen unternommen, denn vom reichlichen Wasser hing das Gedeihen der Stadt ab. Für das Vieh und gegen Brände, im Stadtgraben zum Schutz gegen außen, vor allem aber für die städtischen Gewerbe war es unentbehrlich. Ohne Stadtmühlen war nicht auszukommen; die Gerber, Weber, Färber und Wollspinner siedelten am Wasser. Deshalb wurden ein Fluß oder Bäche bei Anlage oder Vergrößerung einer Stadt in vielen Armen zwischen den Straßen und um die Mauern geleitet und auch gern die Rückseiten der Höfe direkt an das Wasser gebaut. Auf den Plätzen standen bei laufenden Brunnen Schöpftröge aus Stein und Metall, und an dafür geeigneten Stellen Bottiche für den Brandfall.

Sehr unähnlich moderner Bauweise waren die Straßen der Stadt angelegt: sie zogen sich in der Mehrzahl eng gewunden dahin. Die Häuser waren oft klein und aus Fachwerk, mit Stroh gedeckt und standen mit dem Giebel zur Straße, in der Regel nicht dicht aneinander, denn zwischen ihnen gab es Durchschlupfe, in die das Regenwasser hinabfloß. Die Eingänge waren häufig mit einer Halbtür versehen, über der das auf ein Schild gemalte Hauszeichen hing: oft wird der Eigentümer danach genannt. Die Fluchtlinie der Häuser verlief nicht regelmäßig, ein Oberstock oder zwei — die Gaden —

ragten über das obere Stockwerk vor, der zweite wieder über den ersten, und darin waren wieder Erker und Söller. Die Söller wurden bei Neubauten bald verboten, bald erlaubt und dann die erlaubte Breite festgelegt. Am Erdgeschoß der Häuser waren auf der Straße Schuppen und Buden angebaut, auch die Hauskeller öffneten sich auf die Straße und die Kellerhälse ragten bis in die Fahrbahn hinein. Das ärgerte mit der Zeit den Rat, und er befahl vielleicht, sie sämtlich auf einmal abzubrechen. Zwischen den kleineren Häusern standen einzelne größere Steinbauten, die im Besitz der Stadt oder wohlhabender Bürger waren. Sie waren jedoch selbst in den größeren Reichsstädten selten; ihre feuerfesten Gewölbe und der steinerne Schmuck der Fassaden waren der Stolz ihrer Besitzer.

Wurde eine Stadt durch große Feuersbrünste verwüstet, dann beschloß man wohl, daß alle neuen Häuser aus Ziegelsteinen erbaut werden sollten. Das jedoch blieb die Ausnahme und war nicht auf Dauer durchzusetzen; auch in den stolzen Reichsstädten standen in den Seitenstraßen sehr schlechte und baufällige Häuser neben Neubauten. So reich sich auch in dieser Zeit das Leben der Stadt entfaltete, das Privatleben und die Bequemlichkeiten des einzelnen traten auch im Hausbau auffallend vor den Arbeiten der Gemeinde zurück.

Zahlreich waren die Gotteshäuser; außer den Stadtkirchen gab es kleinere Kirchen und Kapellen — auch solche, welche von Gesellschaften und Privatleuten unterhalten wurden. Die Stadt hatte nicht nur eigene städtische Schulen, welche von den Pfarrgeistlichen beaufsichtigt wurden, sondern auch eine Lateinschule mit einem Professor, einem angesehenen Mann,

der nicht mehr wie an den alten Domschulen von der Kirche bezahlt wurde, sondern vom Rat.

Auch für ihr eigenes Regiment baute die Stadt gerade jetzt vielleicht ein schönes Rathaus, zierlich und schmuck, darin einen Saal für die großen Feste der Stadt. Aber zwischen Dom und Rathaus hielt sich dennoch eine Wasserpfütze, auf der die Enten schwammen, und daneben stand der deutsche Dorfbaum, die alte Linde. Sie erinnerte die Bürger an eine Zeit, wo es ihre Stadt noch nicht gab und die Waldvögel in den Zweigen sangen und im Winter die Krähen.

Der Morgen wurde den Bürgern durch Geläut verkündet, und die Glocken der zahlreichen Kirchen erklangen fast den ganzen Tag hindurch. Ihr Ton war dem Bürger vertraut, und wenn der Heimkehrende den Glockenklang seiner Stadt auf dem Felde hörte, dann blieb er stehen und sprach ein kurzes Gebet.

Die Stadt hatte ihren Markttag, am Rathaus war die rote Fahne ausgesteckt: solange sie hing, hatten fremde Verkäufer Marktrecht. Zu allen Toren zogen die Bauern der Umgebung herein, auch die Landbäcker und Metzger, welche nun ihre Waren an bestimmten Plätzen feilbieten durften. An Ständen, auf Tischen, in Krämerbuden und auf den Stadtbänken wurden die Waren ausgestellt: das Kleinhandwerk der Stadt zeigte im Gewühl von Fremden und Einheimischen, was Bürgerfleiß unter der Woche geschaffen hatte.

Hundert Geräte und Erfindungen, die wir noch heute nutzen, konnte man auf einem solchen Stadtmarkt kaufen und hundert andere Arten des Schmucks, der Kleidung und des Hausrats, die und fremd geworden sind und die wir erst deuten müssen. Und wer damals vom Lande kam, der staunte

über die Fülle und Pracht begehrenswerter Dinge und fühlte tief die Macht des Geldes. Aber das Wertvollste war auch damals in den dunklen Stuben und Gewölben der großen Kaufherren und wurde in eisernen Truhen unter festem Verschluß aufbewahrt. Schaufenster gab es noch nicht, nur der Goldschmied stellte vielleicht kleine Becher und Ketten hinter die grünen Fensterrauten der Werkstatt, vorsichtig und unter Aufsicht, damit nicht ein fremder Strolch hineinschlage und mit der Beute entrinne.

Am Stadttor war Aufenthalt und Gedränge, denn jeder Wagen, der den engen Torweg passieren wollte, wurde von den Torwächtern sorgsam unter die Lupe genommen. Der Fuhrmann zahlte einen Torzoll und entrichtete eine Abgabe von den Waren. Lebensmittel jedoch, welche die Stadt nicht entbehren konnte, wurden zum Teil frei eingeführt. Den Karren der Landleute folgten große Frachtwagen, deren Ladung unter einer Plane verborgen war: wertvolles Handelsgut, eine schwere Ladung, denn viele Pferde waren nötig, um die Fuhrwerke auf den schlechten Wegen, die jeder Beschreibung spotteten, fortzubewegen. Bewaffnete Reiter des benachbarten Landesherrn hatten dem Wagenzug das Geleit bis an die Stadtgrenze gegeben. Unruhig hatte der Kaufherr die Ankunft erwartet, er war sogar mit seinen Knechten bis an die Landwehr hinausgeritten, um bereits dort das Geleit zu empfangen. Der Zug wand sich mühsam durch die Straßen bis zur Ratswaage, wo nach dem Wiegen der Waren die Steuer entrichtet wurde.

Zwischen Marktleuten und Buden ritt wohl auch ein edler Herr aus der Umgebung mit seinem Gefolge ein, auch Frauen zu Pferd darunter. Er hatte einen Reiter vorausgeschickt,

dem Rat seine Ankunft zu melden. Nachdem er in einer Herberge abgestiegen war, erschienen zwei Beauftragte des Rates, von Dienern gefolgt, die den Willkomm trugen, eine Weinspende, womit die Stadt hochgestellte Fremde zu begrüßen pflegte.

Jedem vornehmen und ehrbaren Fremden wurde geschenkt, jedem, der irgendwie zum Vorteil der Stadt deren Mauern betrat. Und der Vornehmste wie auch der kleine Bote der Nachbarschaft rechneten sehr genau, ob sich die Stadt mit dem Schenken auch ehrlich gegen sie verhalten hatte. War der Fremde ein kleiner Mann, so erhielt er das einfache Trinken, das war ein Maß oder zwei Seidel Wein; jedoch der Ritter, der Gelehrte, der Prälat, auch die fremde Priorin und Ordensschwester den gewöhnlichen Satz von zwei Trinken, ein Graf in der Regel vier. Kam aber gar ein geistlicher oder weltlicher Fürst zu einem mehrtägigen Aufenthalt, denn war es mit dem Wein nicht getan. Ihm gebührte auch Hafer für seine Rosse, eine Spende an Fischen und Küchenspeise, Gewürz und vielleicht eine Handwerksarbeit, für welche die Stadt berühmt war. Erwies gar der Kaiser der Stadt die Ehre, oder hatte sie die Gunst eines großen Herrn zu suchen, dann wurden die Geschenke massenhaft. Der Kaiser erhielt ein Prachtstück der Goldschmiedekunst: einen Becher oder eine Schüssel, gefüllt mit Goldstücken. Die Kaiserin ein kleineres Geldgeschenk, außerdem kostbare Stoffe; beide auch zahlreiche große Tonkrüge mit Wein. Die Königskinder erhielten ebenfalls Becher und Stoffe. Ihre Amme, die Kammerfrauen, die Hofdamen, sämtliches Gefolge je nach Rang große oder kleine Becher oder Stoffe und stets Wein. Auch wenn angesehene Nachbarn in ihren Höfen

irgendein Familienfest feierten, wenn ein junger Edler zum Ritter geschlagen wurde oder wenn ein Grafenkind heiratete, wurde dies der Stadt angezeigt in Erwartung eines Geschenks, und der Rat sandte eine Summe Geldes oder silbernes Gerät, um seine Achtung zu erzeigen. In Form von Geschenken wurden auch viele Dienste bezahlt, die der Stadt sowohl von Fremden als auch von eigenen Bürgern erwiesen worden waren. Wer eine gute Botschaft überbrachte, erhielt seinen Botenlohn in Geld und Wein ausgezahlt. Diese Geschenke belasteten den Stadtsäckel stark und ruinierten mehr als einmal die Finanzen der Stadt.

Wer vom Land in die Stadt kam, fand unter den fleißigen Bürgern auch allerlei Abwechslung. In manchen Herbergen war Speis und Trank berühmt. Dann gab es die Frauenhäuser, die unter der Aufsicht des Rates standen. Auch fehlten die Badestuben nicht, die jedoch keinen guten Ruf hatten.

In den Gassen bewegten sich durch das Gedränge der Bürger und Bauern jedoch auch fremde Gesellen, welche mit Kaufmannsgut nicht nach Stadtbrauch, sondern nach Waldesrecht handelten. Ein Ritter aus der Nachbarschaft, gefolgt von seinem Knecht, sah spöttisch auf die Bürger herab, deren Mienen sich bei seinem Anblick verfinsterten. Er war ein berüchtigter Fehder; mehr als einmal hatte er der Stadt abgesagt, hatte Bürger gefangen und in seinen Turm gelegt, Bauern der Stadt erschlagen und verstümmelt und war mit einzelnen Geschlechtern der Stadt tödlich verfeindet. Die letzte Fehde jedoch war beigelegt, er genoß jetzt den Frieden der Stadt. Dennoch wußte er, daß er hier wenig guten Willen fand, und die Bürger argwöhnten, daß er nur eine Gelegenheit erwarte, um aufs neue nach Stadtgut zu jagen. Wohl

noch sorgenvoller als die Bürger sah dem Ritter ein Zisterzienser nach, der auf einem Saumtier aus seinem Ordensstift eine Strecke Wegs nach der Stadt geritten war, um vielleicht ein geistliches Geschäft für den Keller seines Klosters zu besorgen. Zwischen seinem Kloster und dem des Dominikaners, der neben ihm stand, herrschte keine Freundschaft, dennoch grüßten die Mönche einander höflich. Auch die Dominikaner der Stadt hatten sich zu Schiff Wein aus der Fremde kommen lassen; und das mit großen Unkosten. Jedoch konnten sie immerhin darauf vertrauen, daß sie ihn austrinken würden; der Mönch des vor den Mauern der Stadt gelegenen Klosters hatte dieses Vertrauen nicht.

Und während die geistlichen Brüder einander klagten, versäumten sie nicht, verstohlen nach den Stadtfrauen zu schielen, welche von einer Magd begleitet den Einkauf heimtrugen und vor den Brüdern fromm ihr Haupt neigten.

So knarrten die Wagen und handelten die Menschen, bis am Rathaus die Marktfahne eingeholt wurde oder ein Glöcklein den Markt ausläutete. Dann zogen auf allen Straßen die Karren und Menschen zu den Toren hinaus, Stadt und Land hatten ihre Erzeugnisse ausgetauscht, der Handwerker hatte so manches Geldstück im Kasten und der Rat war zufrieden, daß niemand tödlich verwundet worden war. Hingegen wurden einige Marktdiebe gefangen, schlechtes Volk ohne festen Wohnsitz: der Henker würde keine große Arbeit haben.

Die Stadt blieb jedoch belebt. In dem Maße, wie die Sonne sank, trieb heitere Aufregung die Bürger wieder auf die Straßen. Jetzt freuten sie sich des milden Abends, und erst jetzt begann bei ihnen der Genuß des Tages. Nicht im Haus, nicht

bei Frau und Kind, sondern auf der Straße unter Freunden. Auch das war charakteristisch.

Die Einrichtung der Wohnung war damals selbst bei Wohlhabenden dürftig. Die Räume schmucklos, wenig Gerät darin, eng das Zusammenleben. Erst jetzt begann in den Häusern der Kaufleute, zumal derer, die Handelsverbindungen mit dem Süden unterhielten, eine bessere Ausstattung Einzug zu halten. Der Stubenofen, in älterer Zeit aus Ziegeln oder schwärzlich glasierten Kacheln in schmuckloser Kuppelform — der verkleinerte Backofen — wird in den wohlhabenden Häusern größer, buntfarbig, mit Sitzbänken an den Seiten. Ein solcher Kachelofen und bunte Glasfenster, die zuerst rautenförmig sind und später Wappenbilder in schöner Ausführung zeigen, gehören zum größten Schmuck des Bürgerhauses.

Weit wichtiger jedoch als heute war für die Menschen jener Zeit die schmucke Kleidung. Männer und Frauen wetteiferten miteinander, sich in der Öffentlichkeit kostbar zu kleiden. Der Verbrauch an bunten und kostbaren Stoffen war verhältnismäßig sehr groß. Dieser Drang, sich vor anderen hervorzutun, stand in krassem Widerspruch zur Praxis des Mittelalters, jedermann durch eine besondere Tracht nach Beruf und Rang zu kennzeichnen. Wie der Leibeigene, der Jude, der Geistliche an seiner besonderen Tracht kenntlich sein sollte, so wollte auch der Fürst, der Ritter, der Kaufmann für sich und seine Frau in Stoff und Schmuck ein Vorrecht haben, und unablässig versuchten andere Kreise, dieselben Vorrechte zu erlangen. Damals begannen die Kleiderordnungen der Städte und Landesherrn, denen erst durch die französische Revolution ein Ende bereitet wurde.

Ebenso wichtig waren vornehme Speise und Trank. Ein guter Bissen beglückte jene, die ihn in der Regel entbehren mußten, wie die Kinder. Den kleinen Poeten, die von Helden und Rittern reimten, war die Aufzählung all der guten Dinge, die von ihren Helden verzehrt wurden, zuweilen am wichtigsten. Aber auch die Freuden des Gaumens gönnte sich der Deutsche fast nur im Verein mit anderen.

Die Kochkunst der Zeit gedieh am besten in den großen Städten; die Geschlechter hatten zu den heimischen Gerichten fremde eingeführt: Reis auf griechische Art, orientalisches Konfekt mit Rosenöl parfümiert. Die »gute Küche« von damals wäre dem heutigen Geschmack fremd, denn die Vorliebe für starkes Würzen war übergroß. Außer den heimischen Küchenkräutern und dem milden Safran wurden indische Gewürze in unglaublichen Mengen verbraucht, und zu den Geschenken der Stadt an vornehme Gönner gehörten deshalb auch Pfeffer, Zimt und Muskatnuß.

Ob uns die Getränke besser munden würden? Im Norden des Thüringer Waldes herrschte das Bier vor; fast jede Stadt braute mit besonderen Vorteilen und war auf ihre eigene Sorte stolz. Im Norden hatte auch der alte Met sein Ansehen bewahrt, und die Stadt Aachen, welche ihm besondere Pflege angedeihen ließ, spendete ihn jährlich als Delikatesse an Kurfürsten, Bischöfe und andere Vornehme.

Der schlechte einheimische Wein wurde oft mit Kräutern, Gewürzen und Honig versetzt: er hieß dann Lautertrunk, eine Erinnerung daran dauert fort in unserem Maitrank. Fremder Würzwein, kunstvoll aus französischem Rotwein gefertigt, wurde als Claret und Hippokras eingeführt. Über Maulbeeren abgezogener Wein hieß Moraß. Außerdem wur-

den noch viele weitere Arten von aromatischen Getränken verfertigt; auch mit gekochtem Wein, zum Teil nach Rezepten, die noch aus dem römischen Altertum stammten. Im Süden des Thüringer Waldes machte dem Landwein der Birnenmost und Apfelwein Konkurrenz, er war z. B. das vorherrschende Getränk in Bayern, wo erst später das Bierbrauen überhand nahm.

Von ungemischten Weinen waren außer den deutschen von Rhein und Mosel, vom Neckar und dem Würzburger noch der von Rivoglio (Rheinfall genannt) und von Bozen, die französischen Muskateller und Malvasier und der Tokaier aus Ungarn wohlbekannt, außerdem zahlreiche italienische Sorten, von Ancona, Tarent usw. Ferner griechische Weine, darunter der berühmte Zyperwein. Ulm war der große Weinumschlagplatz: von dort gingen die Fässer bis in das Ordensland Preußen und zu den entferntesten Handelsstützpunkten der Ostsee.

Auf der Straße und in den Trinkstuben wurde das Leben in vollen Zügen genossen. Deshalb füllten sich am Abend Plätze und Straßen; der Handwerksgesell und der junge Schreiber flanierten und zeigten sich den Mädchen, die an Fenstern und Türen standen und Grüße und Scherzreden austauschten.

War einmal etwas Merkwürdiges zu sehen, dann geriet die Stadt in helle Aufregung. Man lief in den Garten der Predigermönche, wo ein Schwein mit Stacheln gezeigt wurde, auf daß man an ihm Gottes wunderbare Schöpfung schauen könne. Und wieder war ein Mann zum Markt gekommen, dem der Rat erlaubt hatte, kleine Vögel zu zeigen, die lachen konnten. Wenn ihr Herr sprach: »Komm, Heinrich und

lache!« so trat eines dieser Vöglein vor, neigte das Köpfchen zur Erde, erhob es wieder und lachte herzlich. Sprach dann der Meister: »Lache doch weiter!« so sprach das Vögelein: »Ich tu's nicht!« Vor solchen Wundern vergaßen der reisige Stadtfeind, der Bürger und der Mönch ihren gegenseitigen Groll und blickten vergnügt und erstaunt einer den anderen an.

Bis die Sonne sank, spielten die Kinder vor den Türen und auf den Kirchhöfen; auch die Erwachsenen vergaßen die Würde des Friedhofs, wenn ein Spielmann mit Fiedel oder Sackpfeife am Zaun lehnte oder ein lustiger Gesell die Weise pfiff. Dann tanzte alt und jung neben den Gräbern, jauchzte heidnisch um das Gotteshaus und sprang den Reigen. Dagegen half kein Verbot.

War schließlich die Sonne untergegangen, dann wurde es rasch finster und leer in den Straßen, denn eine Beleuchtung gab es noch nicht. Nur wenn eine Anzahl vornehmer Gäste oder fremdes Kriegsvolk am Ort lag, und in Nächten, wo Kriegsgefahr drohte, befahl der Rat, daß jeder eine Laterne vor sein Haus hänge, eine Fackel oder ein Blech mit brennendem Kienholz.

Das Mittelalter rang um Licht. Wenn die Aufklärung vom finsteren Mittelalter sprach, so konnte sie das mit Recht tun. Wichtigstes Beleuchtungsmittel war die Kerze, die aus Unschlitt oder Wachs hergestellt wurde. Nach einer Verordnung von 1454 mußte jede Person ein offenes Licht mit sich führen, eine Laterne, die entweder aus Eisenblech oder einem anderen feuerfesten Material bestand. Wenn Ratssitzungen bis in die Dunkelheit dauerten, standen Windlichter aus Wachs zur Verfügung. Vor den Reliquienschreinen in

den Kirchen brannten Tag und Nacht viele Lichter. Man versteht, warum die Gläubigen beim Kirchenbesuch oft überwältigt von der Lichtfülle waren: sie kannten nur Fackeln als spärliche Beleuchtung oder mußten sich gar mit dem Schein eines Herdfeuers begnügen. Je einfacher der Mann, desto dunkler sein Dasein. In der Kirche waren die Räume noch am hellsten, auch darin zeigte sich ihr Herrschaftsanspruch. Auch die Straßenbeleuchtung war dem Mittelalter unbekannt. Nur in Ausnahmefällen, wie bei Arbeiten, die bis in die Nacht hinein dauerten, stellte man Pechpfannen auf oder leuchtete mit Fackeln. Ansonsten mußte der Bürger sein eigenes Licht mit sich führen. Noch bis ins 18. Jahrhundert hat man seinen Gästen »heimgeleuchtet«. Für Gleichgültigkeit in dieser Beziehung war die Gefahr bei Nacht zu groß. Zum Schutz gegen nächtliche Umtriebe wurden Tür und Tor verriegelt. Bei Nacht verübte Verbrechen bestrafte man mit doppelter Härte: die Nacht ist die Zeit der Versuchung, der Gespenster, des Teufels. Der Einbruch der Dunkelheit flößte den Menschen Furcht ein. Wer keine Lichtquelle besaß, oder sie wegen der ständigen Brandgefahr nicht anzuzünden wagte, mußte in der Dunkelheit wachend oder schlafend den Tagesanbruch erwarten. Die Nacht des Mittelalters war die Zeit der Dämonen und Gespenster.

Für die Mensches des Mittelalters war das Licht als physische Erscheinung das Beste, das Ergötzlichste, das Schönste. Die Kerzen, die auf den Altären brannten oder in den Prozessionen mitgetragen wurden, waren Zeichen des Triumphes über den Kardinalfeind, die Finsternis. Licht war Sicherheit und Vollkommenheit. Bis dato galt, was der Chronist Thietmar zu Anfang seiner Gespenstergeschichten be-

teuert: »Gleichwie Gott den Tag den Lebenden, so hat er die Nacht den Toten gegeben.«

Wer am Abend Geld im Beutel hatte, ging in die Trinkstuben. Diese waren zahlreich und wurden jedem Anspruch gerecht. Die Vornehmen schritten in ihre Geschlechterstuben; dort herrschte geschlossene Gesellschaft, es gab erstklassige Speisen und einen teueren Trunk. Der Handwerker suchte die Zechstube seiner Innung auf. Wer eine öffentliche Schenke betrat, fand dort allerlei Gäste und laute Geselligkeit vor. Dort saß die Haushälterin des Dorfgeistlichen neben dem Schüler der Lateinschule. Am nächsten Tisch Ritter mit ihren Knechten – wildes Volk. Wenn man sich neben sie setzten wollte, mußte man sein Messer zur Seite haben. Und wieder gesondert Bürger und Bauern mit ihren Frauen. Dazwischen zweifelhafte Gesellen, von denen der Vernünftige abrückte, fahrende Strolche und wüstes Gelichter. Es herrschte arger Lärm im überfüllten Raum um die dicken Holztische: ein unablässiges Kommen und Gehen. Der eine sang, der andere tanzte, ein dritter aß. Dort erzählte einer Lügengeschichten; und während die Umsitzenden lauschten, entbrannte am Nachbartisch ein heftiger Streit, weil einer nicht zutrinken wollte und erklärte, daß er mit niemand anderem trinke als mit seiner eigenen Frau. Sie warfen einander Krüge ins Gesicht, stießen Tische und Bänke um, Weiber kreischten und fielen den Gegnern in die Haare: da ging der resolute Wirt dazwischen und stiftete Frieden. Die Gäste gehorchten und forderten einen Becher Johannesminne zur Versöhnung, danach torkelten sie voll nach Hause. Der Wirt aber kam nicht zu Schaden, denn es war Gesetz, daß kein Fremder, und sei er noch so gut gekleidet, einen Trunk er-

hielte, wenn er nicht das Geld hinlege; eine Zechschuld aber mußte am nächsten Tag eingefordert werden.

Das lustige Leben in der Stadt hörte auf, sobald die Ratsglocke zum ersten Mal läutete. Dann mußten alle Häuser geschlossen werden und kein Wirt durfte mehr im Haus ausschenken, nur über die Straße. Nach dem letzten Läuten soll niemand mehr auf der Straße sein, er wurde angehalten und auf die Wache geführt; nur Ratsmitglieder waren ausgenommen. Auch war es nicht ratsam, die Straßen nachts zu benutzen. Es gab dunkle Gestalten, die kein Nachtquartier bezahlen konnten und in den Schrannen oder dunklen Winkeln Unterschlupf suchten. Aber es war doch nicht leicht, die Nachtschwärmer zu bändigen, denn betrunkene Gesellen zogen trotz aller Verbote umher und fielen an, wen sie trafen. Am ärgsten trieben es, wie die Bürger klagten, die Geistlichen unter wildem Toben mit Messern in den Händen.

Das Hämmern in den Werkstätten und der Lärm auf den Gassen hatte längst aufgehört, nur noch die Stadtwache streifte durch die menschenleeren Straßen und der Nachtwächter, dessen Amt zu den ältesten der deutschen Städte zählte. Der reiche Patrizier breitete die seidene Decke von Arras über sein Lager, der Handwerker lag mit seiner Frau in der Kammer unter dem deutschen Federbett, sein Knecht auf dem Dachboden. Es bellten die zahlreichen Hofhunde, vom Fluß her strömte die kühle Nachtluft in die leeren Gassen und auf dem Turm hielt der Wächter seinen Umgang und spähte in die dunkle Landschaft, bis sein Hornruf und das Frühgeläut der kleinen Glocken den Anbruch eines neuen Tages verkündeten.

»Innsbruck, ich muß dich lassen...«

Beim Reichstag zu Augsburg im Sommer 1518 trat Maximilian zum letzen Mal auf. Er war alt und hielt seine berühmte Rüstigkeit in allen körperlichen Übungen wie dem Armbrustschießen, dem Turnier und der Jagd nur mit Mühe aufrecht; er trank jetzt sogar klares Wasser, wie mit Staunen berichtet wurde. Damals zeichnete ein Nürnberger Künstler hier den Kopf des »Letzten Ritters« und schrieb an den Rand des Blattes: »Das ist Kaiser Maximilian, den hab ich Albrecht Dürer zu Augsburg hoch oben auf der Pfalz in seinem kleinen Stüble kunterfeit, da man zählt 1518 am Montag nach Johannis Täufers.« Zur gleichen Zeit weilte auch Martin Luther zu Augsburg, um sich vor dem Kardinal Cajetan zu rechtfertigen. Maximilian und der Mönch aus Wittenberg, der die Welt verändern sollte, sind sich allerdings nie begegnet.

Noch einmal wollte Maximilian einem Hochamt im Kloster St. Ulrich beiwohnen, dem er besonders verbunden war. Clemens Sender berichtet, daß er während des Gottesdienstes wider seine Gewohnheit die Augen umherschweifen ließ und einen nach dem anderen ansah, »als ob wir Seine Majestät hinfüro nicht mehr sehen würden.«

Ende September 1518 verließ Maximilian sein geliebtes Augsburg. Als er bei der »Rennsäule« auf dem Lechfeld an-

gelangt war, wandte er sich noch einmal den in der weiten Ebene versinkenden Türmen und Giebeln zu, die im blauen Dunst des Herbsttages verschwanden. Er schaute auf die ferne Stadt, schlug das Kreuz und sagte: »Nun gesegne dich Gott, du mein liebes Augsburg und alle frommen Bürger darinnen! Wir haben wohl manchen guten Mut in dir gehabt und werden dich nun nicht mehr wiedersehn.« Diese Verbundenheit beruhte auf Gegenseitigkeit, denn der Chronist Hector Meier glaubte ihm kein größeres Lob als mit den folgenden Worten spenden zu können: »Er ist allzeit ein guter Augsburger gewest.«

Maximilian wendet sich nach Innsbruck. Der Kaiser ist krank. In sich zusammengesunken kauert er im Sattel. Sein Gesicht ist gelb, die Wangen eingefallen, die Augen matt, aus den Falten des geschrumpften Gesichts scheint die Nase doppelt groß hervorzuragen. In Innsbruck will er Rast machen und auf die Jagd gehen. Die Jagd ist für ihn Medizin, viel Bewegung, Klettern, Bergluft sind die besten Heilmittel. Wenn er nur erst in seinen Bergen wäre!

Endlich kommt man an. Aber auf den Kaiser wartet eine schlimme Überraschung: die Wirte weigern sich, seinem Troß Quartier zu geben. Es sind noch alte Schulden vorhanden, und weiteren Kredit wollen sie nicht gewähren. Rosse, Wagen, Begleiter und Knechte müssen unter freiem Himmel übernachten. Maximilian ist zutiefst verletzt. Man behandelt ihn wie einen Zechpreller. Ihm ist, als hätte ihm sein bester Freund die Tür gewiesen. Er gibt Weisung, weiterzuziehen, am kommenden Morgen schon. Zu schwach, ein Pferd zu besteigen, läßt er sich in der Sänfte tragen. Hinter ihm führt

man seinen Sarg. Seit fünf Jahren bereits schleppt er ihn mit sich, der stets bereit sein soll, ihn aufzunehmen.

Wohin nun? Maximilian weiß es nicht. Ist er nicht ein Bettler ohne Obdach, hier in seiner Heimat, in seinen Erblanden? Vielleicht nach Wien? Wenn man ihm dort Kredit gibt! Er hat kein Geld, er ist ein kranker alter Mann, viel älter, als es seinen Jahren entspräche, und von kaiserlicher Großartigkeit ist nicht mehr viel übrig.

Fanny Wibmer-Pedit beschreibt in ihrem 1940 erschienenen Roman die letzte Reise des Kaisers: »Viel Volk läuft zusammen, als der Kaiser in Wilten einreitet und durch das St.-Georgen-Tor in die Neustadt hinunterzieht. Man hat in der letzten Zeit recht hart auf ihn, den Kaiser Max gewartet und hofft nun, daß er die Vorschläge des letzten Generallandtags zur Ausführung bringt; denn vieles ist nimmer so im Lande, wie es zu Maxens guter Zeit gewesen. Geldnot und hohe Zölle verlegen den Handel, fremde Richter schleichen sich ein und mißachten die einheimischen Satzungen. Mit dem römischen Recht aber steht der Tiroler Bauer auf gespanntem Fuß. Auch das religiöse Leben ist voller Mängel und Willkür, die Bischöfe von Brixen und Trient sind gar weltlich gesinnte Herren und kümmern sich oft den Teufel um das Seelenheil ihrer Schäflein. Die Pfarreien müssen mit Priestern aus dem Reich und gar aus Mailand beschickt werden, bleiben dem Volke fremd und fühlen sich selbst nirgends am Ort. Und wo der innere Friede des kleinen Volkes gestört ist, nehmen die Nöte des Leibes erst recht kein Ende mehr.

»O lieber Herrgott mein, der Maxl schaut letz aus!« jammert da und dort einer in den frohen Willkommensgruß hinein.

»Ja, der hat sich in all den Jahren keinen Wanst angeschlemmt, wie seine ewig jammernden Räte!«

»Jetzund soll er einmal den Winter über bei uns bleiben und alles Gesindel ausjagen.«

»Da müßte er in seinem Haus zuerst anfangen!«

»Im Alter treibt man nimmer gern die gewohnten Knecht aus.«

«Aber daß unser Maxl noch mehr Sorgen hat als wir, das sieht man ihm wohl an.«

So ist der Leute Meinung und das Volk ahnt gut, wo den Kaiser der Schuh drückt.

Der ganze Hof kam diesmal mit zehn Plachenwagen voll Gerät, Gewand und Waffen, und hinterdrein ein kleiner Troß.

»Wo etwa ist des Kaisers Totentruhe drin, die er überallhin mitführt?« So fragten viele, denen das Gruseln eine besondere Freude macht.

»Er will ja im Frühjahr dem Enkel die Krone übergeben.«

»Ein neuer, junger und uns ganz unbekannter Herr, ein Hispanier.« Die Zuversicht ist nicht allzu groß.

»Aber doch deutsches Blut, schaut seinen Ähn an!«

»Kommt drauf an, in was für Händ er gerät.«

»Gott gebs, in gute.«

Einen Tag lang muß der Kaiser ruhn, so sehr ist er erschöpft.

Dann geht Maximilian an das traurige Geschäft, die Innsbrucker Regierungsräte um ihr Bleiben und ihr weiteres

Amtshandeln zu bitten. Die Kassen sind leer und alle Umstände so schwieriger Art, der Wille, in harter Zeit das Doppelte zu schaffen, so klein, daß es der Kaiser aufgeben muß.«

In Wels, in Oberösterreich, kann Maximilian nicht mehr weiter. Er muß sich ins Bett legen. Es ist November, durch die Fenster sieht er entlaubtes Geäst: Kälte und Dunkelheit umgeben ihn. Wochen vergehen: der November, der Dezember. Maximilian liegt auf dem Krankenlager, er ist bei klarem Verstand und erledigt sogar noch laufende Geschäfte. Am 30. Dezember 1518 macht er sein Testament. Er setzt seine beiden Enkel Karl und Ferdinand zu Haupterben ein und trifft Anordnungen für seine Beerdigung. Er äußert den Wunsch, daß sein Leichnam, den er nicht einbalsamiert haben möchte, ehe er in den Sarg komme, sämtlicher Zähne beraubt, daß ihm das Haupthaar geschnitten und der ganze Körper rasiert werde; schließlich fügt er noch hinzu, er wolle gänzlich unbekleidet, nur mit Unterbeinkleidern angetan, in die Grube kommen. Zu seiner letzten Ruhestätte bestimmt er die St. Georgskirche in Wiener Neustadt, den Ort seiner Geburt, und er wählt den Platz neben seiner Mutter, doch so, daß der vor dem Altar stehende Priester sein Grab unter den Füßen habe. Sein Herz aber solle ihm aus der Brust genommen und in Brügge neben Maria von Burgund beigesetzt werden, »seiner einzigen und wahren Gattin.«

In der Nacht zum 12. Januar 1519 stirbt er im Alter von 59 Jahren. Im Stephansdom zu Wien findet eine große Trauerfeier statt. Danach geht die Fahrt weiter, die letzte Reise zum letzten Ziel. Seine Hinterlassenschaft besteht nur aus Schulden. Nach seinem Tode aber entdecken seine Enkel wohlver-

wahrt jene noch von Friedrich III. stammenden 63 Kisten voller Kleinodien. Ein Märchenschatz! Die Kisten, die Maximilian in allen Geldnöten nicht angetastet hat, tragen noch Friedrichs Siegel mit den magischen Buchstaben A E I O U.

Zu Roß, zu Schiff und in der Sänfte war der Kaiser bis nach Wels gekommen. Von dort nach Wiener Neustadt zieht er auf einem prunkvollen Totenwagen einher. Durch alle Städte und Dörfer geleitet ihn der dunkle Schwall der Glocken. Wenn sie von einem Ort zum anderen kurz verstummen, dann hört man unter Hufen und Rädern nur den verharschten Schnee knirschen.



Totenbildnis Maximilians

Als Maximilians Tod im Reich bekannt wurde, läuteten in allen Städten die Totenglocken und es wurden zahllose Totenmessen gelesen. In Nürnberg schrieb Albrecht Dürer in sein Tagebuch: »Der teuer Fürst Maximilian ist mir viel zu

früh verstorben« und verherrlichte sein Andenken in Bildern und Holzschnitten. Hans Burgkmair verglich das Zeitalter Maximilians mit dem des Augustus und widmete ihm eine Reihe von Gedenkblättern, darunter den bekannten Holzschnitt: »Wie Kaiser Max die Messe las.« Seinen Schmerz über das Hinscheiden des kaiserlichen Freundes drückte er auch in einem Gedicht aus, das mit den Worten begann: »O Kaiser Maximilian, Dein Lob ich nicht aussprechen kann!« Zahlreiche Einblätter anderer Künstler verbreiteten sein Bild in allen Teilen Deutschlands.

Kaiser Maximilian war wie nur ganz wenigen deutschen Herrschern die Verehrung und Liebe des Volkes zuteil geworden. Nach seinem Tode lebte er in dessen Erinnerung als eine Art Heiliger weiter; dieser Mann mit dem unverwüstlichen heiteren Lebensmut galt dem Volk als ein Märtyrer. Es war eine ganz übliche Rede, daß seit Christus kein Mensch mehr gelitten habe als er. An dieser Auffassung hat selbst die Reformation nichts geändert. In einer Flugblattfolge vom Jahre 1530 »Alle römischen Kaiser«, zu der Hans Sachs die Verse dichtete, steht unter dem Bildnis des »Teueren Fürsten Kaiser Maximilian«: »Du hattest wenig Ruh in diesem Leben / Darum dir Gott jetzt ewig Freude hat gegeben.«

Machiavelli, der 1508 als Gesandter der Republik Florenz mit Maximilian in persönlichen Kontakt kam, schildert ihn als verschwenderisch und zugleich bedürfnislos, unbeständig, unentschlossen, mißtrauisch und zugleich leichtgläubig. »Anderseits«, fährt Machiavelli fort, »besitzt er einen sehr kriegerischen Sinn, versteht es, ein Heer zu führen, es in Ordnung zu halten und es mit Gerechtigkeit und Disziplin zu leiten. Er erträgt wie nur irgendeiner die härtesten Strapazen und zeigt

Mut in der Gefahr. Er erweist sich als sehr freundlich bei seinen Empfängen, doch läßt er nur Leute vor, die ihm zusagen. Er liebt es nicht, daß die Gesandten um ihn herumscharwenzeln und ihm Schmeicheleien sagen, sondern sie sollen nur erscheinen, wenn er sie rufen läßt. Er ist sehr verschwiegen. Er befindet sich in beständiger geistiger und körperlicher Erregung, nimmt oft abends zurück, was er früh beschlossen hat, berät sich mit niemandem und schenkt jedem Glauben.«

Für die innere als auch die äußere Politik Maximilians war sein Verhältnis zu seinen Räten unwichtig, vielmehr die Tatsache, daß er alles selbst machen und keinem Rat folgen wollte. In der Überlieferung dieser Tatsache stimmen alle Quellen überein. Maximilian will »alles selbst angeben, durchsehen und korrigieren«, so lesen wir bei dem einen. Als dem Kaiser ein Sohn geboren wird, läßt er Feste feiern — »sie sollen sich alle freuen, denn allen ist ein Bruder geboren.« Die alten Räte jedoch schütteln die Köpfe: man müsse die Städte, die vom Handelsgeist beherrscht würden, durch zweckmäßige Erleichterung ihres Handels, nicht bloß durch Feste, wobei doch immer der Adel unverkennbar vorgezogen werde, sich verpflichten. Maximilian konnte dagegen nichts einwenden. Er gab für den Augenblick nach. Nach wenigen Tagen jedoch waren die guten Eindrücke verwischt und durch neue Ideen verdrängt.

Selten, so erfahren wir an anderer Stelle, hört der Kaiser auf erfahrene Räte. Er verspricht wohl, nochmals zu überlegen, aber ihn reizt das Ungewöhnliche, er hält Kühnheit für das Mittel gegen Schwierigkeiten und geht seinen Weg. Der Erfolg war dann immer so, wie die Räte es prophezeit hatten. Auch der Hinweis auf das Schicksal Karls des Kühnen nütz-

te nichts. Maximilian blieb bei seiner Meinung, und seine Räte fielen nach und nach in Ungnade.

Sowohl auf militärischem Gebiet, auf dem er sich für ein Genie hielt, als auch auf diplomatischem duldete er keine selbständigen Köpfe. Geschmeidige Generäle, wie Habsberg und Fürstenberg zog er jenen vor. Maximilian liebte es, sich von Privatleuten und Gelehrten politische Gutachten erstellen zu lassen, und diese sind dann natürlich eifrige Verkünder der großen Eigenschaften des Kaisers. Die politischen Kreise Deutschlands murren: jede Stunde komme der Kaiser mit anderen Vorschlägen.

Gerade solche Fürsten wie Maximilian werden dann freilich die Beute ihrer Diener und anderer Schmeichler. Im Reich waren unter Maximilian dessen geschmeidige Günstlinge, die man in Deutschland haßte, die gemästeten Versteigerer der kaiserlichen Dekrete.



Turnier

Trotz seines Mangels an staatsmännischen Eigenschaften war Maximilian, der nichts für das Reich und die Deutschen getan hat, außerordentlich populär. Auch die äußere Erscheinung des Kaisers trug zu seiner Volkstümlichkeit bei. Selbst seine Leidenschaft für die Jagd, die damals auf etwas gefährlichere Art als heute betrieben wurde, diente der Popularität des Kaisers, nicht minder seine harmlose Vorliebe für Singvögel, die er in seinen Gemächern hielt. Um der Jagd nachzugehen, ließ er selbst in Feindesland auf Umwegen marschieren. Im Reich hatte er überall Jagdreviere und eine kostspielige Jägerei. Gegen Jagdfrevler ließ er gnadenlose Justiz üben. Im Trinken war er mäßig, legte jedoch Wert auf eine gute Tafel und kümmerte sich persönlich um die Beschaffung der Speisen. Er liebte und begünstigte körperliche Übungen, in denen er selbst Meister war. Er beherrschte mehrere Spra-

chen. Er verstand sich auf die Konstruktion von Geschützen und auf das Härten von Panzern. Aber seine Vielseitigkeit nahm nicht nur in militärischen und politischen Angelegenheiten und Einzelheiten die Entscheidung in Anspruch, sie zeigte sich in größtem Glanz gegenüber den Künsten und Wissenschaften.

Sein Verhältnis zu den humanistischen Kreisen wurde bereits angedeutet. Was von deren Lobpreisungen zu halten ist, beweist die Bemerkung Wimphelings, der den Kaiser zwar ebenfalls preist, jedoch die Rolle der Wissenschaft an dessen Hof durchschaut. Wimpheling sagt, daß in Wahrheit nicht die Gelehrten, sondern Jäger und Musiker die Vertrauten Maximilians gewesen seien. Eifrige Beziehungen jedoch unterhielt Maximilian zu literarischen Kreisen sein Leben lang. In seiner Umgebung waren selbst im Felde stets literarische Sekretäre. Für die Projekte, die aus diesen Beziehungen des Kaisers hervorgingen, wurden stets Mittel locker gemacht, obwohl es doch an Geld ständig mangelte. Die Finanzwirtschaft Maximilians war ein Wechsel zwischen Borgen und Vergeuden; als er starb, war alles verpfändet, was zu Geld zu machen war, mit Ausnahme der Familienkleinodien. Diese verkörperten für den Kaiser den Glanz seines Hauses, den er mit allen Mitteln zu vergrößern bestrebt war. Schon 1505 bestellte er ein eigenes »Mausoleum« für die Georgskirche in Wiener Neustadt. Er ließ 28 große und 134 kleine Erzfiguren gießen, in deren Mitte sein eigenes Standbild knien sollte. In Tirol, Nürnberg, Augsburg, den Niederlanden, in Landshut — überall waren Erzgießer tätig für den kaiserlichen Auftraggeber. 1512 gewann er Albrecht Dürer für die großen Holzschnittfolgen »Ehrenpforte« und »Tri-

umph«. Maximilian selbst entwickelte die Idee und überwachte deren Ausführung. Über der Ehrenpforte in der Mitte thront Maximilian selbst an der Spitze seines Stammbaums, umgeben von zweiundzwanzig Viktorien. Über den schmaleren Seitentoren sind seine Taten mit erklärenden Beischriften verewigt. Maximilian ließ dieses Blatt seines Ruhmes auch kolorieren. Ganz und gar Maximilians Idee ist der »Triumph«. Der Kaiser zieht mit Herolden, Bannern, Insignien, Trophäen und Gefangenen als Triumphator daher. Es folgen Bilder von Jagd und Turnier, von Musikfesten; insgesamt 137 Blätter, von denen Dürer nur wenige selbst angefertigt hat. Jedes einzelne Blatt mußte dem Kaiser zur Genehmigung vorgelegt werden, ehe es geschnitten werden durfte.

Sein lebhaftes Interesse für die deutsche Geschichte läuft immer wieder auf die Vergangenheit des Hauses Habsburg hinaus. Aus Büchern, welche dieses Interesse befriedigen, ließ er sich noch auf dem Sterbebett vorlesen.

Aus aller Welt, aus allen Bibliotheken, Münzsammlungen und Klöstern mußte herbeigeschafft werden, was dem Ruhm der Habsburger dienlich war. Die Gestalten seiner Ahnen schienen ihm alle verklärt; er hielt freilich diese Pflege der Vergangenheit für ein Machtmittel und betreib sie auch so. Jedoch glaubte er selbst an das, was er verbreitete. Wenn er an seinen Ahnherrn Friedrich den Schönen dachte, war er zu Tränen gerührt.

Nachdem der Schweizer Schriftsteller Dr. Konrad Turst im Jahre 1498 durch ein Buch über die Herren von Habsburg das Interesse des Kaisers erregt hatte, fing dessen Suche nach dem fabelhaften Stammbaum an. Zwei höchst oberflächliche Skribenten, Suntheim und Manlius sowie Grün-

peck, brachten diesen Stammbaum ans Licht, der die Habsburger und Merowinger, diese durch die römische Tradition an die Trojaner, an den König Priamos, aber auch an den Erzvater Noah in lückenloser Genealogie knüpfte. Vergeblich wandte sich ein ernsterer Gelehrter wie Stabius gegen diesen Schwindel, an dem auch Trithemius mitschuldig war. Die theologische Fakultät in Wien bestätigte dem Kaiser die Echtheit des »Nachweises«, und so erschien kurz vor dem Tode Maximilians die »Fürstliche Chronik Kaiser Maximilians, genannt Geburtsspiegel«. Wie ernst der Kaiser diesen Betrug nahm, geht daraus hervor, daß er Peutinger um Rat fragte, ob König Zwentibold in die Ahnenreihe gehöre und diesen wegzulassen befahl, als Peutinger das verneinte. Daß es an Spott nicht fehlte, zeigt jener Vers, der in Wien an eine Wand der Burg geschrieben wurde:

Als Adam grub und Eva spann,
wo war denn da der Edelmann?

Humorvoll ließ Maximilian die folgende Erwiderung unter den Vers setzen:

Ich bin ein Mann wie andre Mann,
nur daß mir Gott die Ehre gan.



Maximilian und seine Nachkommenschaft

EPILOG

Das Grab des »Letzten Ritters«

»Am 22. Jänner 1519, um drei Uhr morgens, im 60. Lebensjahre, hatte der »letzte Ritter« sein tatenreiches Leben in Wels beschlossen. Der Leichnam wurde, des Kaisers Wunsch gemäß, nach Wien überführt, woselbst am 29. Jänner in der Stephanskirche unter Teilnahme des ganzen Adels von Österreich die Leichenfeier stattfand. Die Leiche wurde dann nach Wiener Neustadt gebracht und dort unter dem Georgsaltare begraben.

Die ganz eigentümliche Art der Bestattung hat natürlich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder Neugierde und Zweifel erweckt – man fragte sich, ob denn der Leichnam dieses Kaisers wirklich unter dem Altar ruhe. So erlebte, nach Dr. Josef Mayers Angabe, die Neustädter Burg schon zu Anfang September 1573 ein seltsames Ereignis: Am 4. September schreibt der Senior des Georgsordens Petrus Rudbartus dem Bischof von Gurk, daß Kaiser Maximilian ausgegraben würde. Man wollte wohl die Gewißheit der angezweifelten Tatsache gewinnen, daß Maximilian wirklich in Neustadt bestattet sei. Man teilte dem Bischof mit, daß Maximilian noch in der Kirche stehe, in einer hölzernen Truhe, ganz in Kalk eingelegt, mit gelbem Atlas bekleidet, darüber das Georgordenskreuz.

Im Jahre 1739 kam Marquart Herrgott, mit kaiserlichen Dekreten versehen, nach Wiener Neustadt, um alle hier vor-

handenen, auf das Kaiserhaus Bezug habenden Altertümer zu beschreiben. Am 9. Juli ließ er das unter dem Hochaltar der St. Georgskirche befindliche Grabmal Kaiser Maximilians I. von dem Burggrafen Niegean in Anwesenheit des bischöflichen Offizials, des Priors des Zisterzienserklosters und anderer öffnen. Unter den Zusehern befand sich auch der gerade in Neustadt anwesende Herzog Ulrich von Sachsen-Meinigen. Der Hauptaltar war damals ein einfacher Altartisch mit einem viereckigen Flügelgemälde, in der Mitte die Himmelfahrt Mariens, auf den Türchen der kaiserliche Adler. Die Altarstufen waren von Holz, vor ihnen standen über zwei Meter hohe Säulen, ober dem Altar die St. Georgsstatue. Das Grab des Kaisers zeigte sich nach Entfernung der hölzernen Altarstufen; es war nächst dem Fußboden der Kirche so angebracht, daß es an die Altarwand reichte, so daß der Priester, der vor dem Altar stand, mit den Füßen gerade über der Brust des Kaisers war, wie dieser selbst es zu Lebzeiten angeordnet hatte. Der Raum selbst hatte eine Höhe von 83 cm, eine Länge von 2.25 m und eine Breite von 1.29 m. Man sah den aus Eichenholz gezimmerten Sarg; eine weitere Öffnung wagte man im Jahre 1739 nicht — obwohl Herrgotts Vollmacht auch dahin gelautet hatte — weil Kaiser Karl VI. sie einige Jahre früher dem Bischof von Neustadt mit Bestimmtheit versagt hatte. Dann verging eine Reihe von Jahren, ohne daß das sorgfältig wieder verschlossene Grab auch nur erwähnt ward.

Im Jahre 1752 wurde die Militärakademie in der Neustädter Burg eröffnet und schon sechzehn Jahre später war ihr Bestand infolge des furchtbaren Erdbebens in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1768 in höchstem Maße gefährdet.

(...) Auch die Burgkirche (St. Georgskirche) hatte durch das Erdbeben stark gelitten. Die Kaiserin (Maria Theresia) ordnete an, daß bei Wiederherstellung der Kirche diese mit drei neuen Altären geschmückt werden solle. Bei der nun erfolgten Grundaushebung für den neuen Hauptaltar meldeten die damit beschäftigten Arbeiter am 21. Februar 1770 (...) sie hätten eine Gruft entdeckt! Am 23. Februar erschienen auf diese Meldung hin der Sekretär von Lang und der Baumeister Gerl aus Wien (...) und in ihrer sowie der Offiziere und einiger Geistlicher Gegenwart wurde am folgenden Tage die schwere Marmorplatte von der Gruft abgehoben und man erblickte den hölzernen, mit einem Kreuz gezierten, vermoderten Sarg. Nachdem der Superior des Piaristenordens einige Holzteile weggenommen hatte, zeigte sich ein anderer hölzerner Sarg ungefähr 2 m lang und 80 cm breit, mit einer schwarzen Hülle überzogen und an den beiden Enden mit eisernen Bändern zusammengehalten. Abermals wurde von einer weiteren Untersuchung (...) Abstand genommen, denn man glaubte, zuvor über diese Angelegenheit an den kaiserlichen Hof berichten zu müssen.

Die Kaiserin entschloß sich, die Gebeine in einen neuen Sarg zu übersetzen und eine Inschrift darauf machen zu lassen. Ihrem Befehle gemäß sollte der Leichnam am Samstag vor dem Palmsonntag gehoben und in den neuen Sarg gelegt werden. (...)

(...) Die Chronik und verschiedene Geschichtswerke wußten zu berichten, daß noch vor dem 7. April 1770 die beiden eisernen Bänder, mit denen der Sarg verschlossen war, durchbrochen worden sind. Man schritt zur Öffnung des Sarges selbst und fand den Leichnam wirklich mit Kalk be-

streut, in unverrückter Stellung, in weiße Leinwand eingehüllt, mit einem weißdamastenen Kleid und einem Mantel von rotgeblümtem Samt angetan, beide ungeachtet der Länge der Zeit noch ganz erkennbar und deutlich zu unterscheiden.

(...) Das Gerippe wurde gänzlich enthüllt und in einen hölzernen Sarg mit kupfernem Übersarg gelegt, wobei man die Gebeine in bester Ordnung, keine Spur von Haaren und einen einzigen kleinen Zahn in der unteren Kinnlade fand. Auf der Brust des Gerippes lag eine ganz verbogene Bleiplatte, neben dieser ein hölzernes, zerbrochenes, mit vergoldeten Bleizierraten geschmücktes Kruzifix, dann fand sich ein rotsamtenes Beutelchen, einiges Reisig von einer Rute und ein eisernes Kästchen, endlich ein kostbarer Ring. Die Hände waren durch einen weißen Rosenkranz, von der Art, wie ihn die Kamaldulenser gebrauchen, zusammengehalten. Der Inhalt des eisernen Kästchens ist seither verschwunden, der Ring kam später nach Laxenburg. Die Platte ist durch Oxydation zerfallen.

Nach vollendeter Umlegung und Beschließung des Sarges wurde dieser mit einem weißen Bahrtuch überzogen, von acht Offizieren der Akademie erhoben und auf das in der Kirche drei Staffeln hoch errichtete, mit dem kaiserlichen Ornat geschmückte Trauergerüst gesetzt, worauf durch den Abt vom Neukloster ein feierliches Seelenamt gesungen wurde. Nach dessen Beendigung wurde der Sarg abermals von den Offizieren gehoben und unter Vorangehen des Bischofs und seiner Geistlichkeit (...) unter Läuten aller Glocken der Burg und Stadt in der Kirche herumgetragen und endlich nach erfolgter bischöflicher Einsegnung in die frühere Ruhe-

stätte beigesetzt. Auf dem marmornen Sockel des Altares, welcher auf sieben Stufen stand, zeigte mit großen Lettern eine Inschrift die Ruhestätte des »letzten Ritters« an.

Seither blieb diese Stätte unberührt, bis eine neuerliche Katastrophe, diesmal die Bombenangriffe des zweiten Weltkrieges (...) derartige Zerstörungen auch der St. Georgskirche verursachten, daß die Überführung des Leichnams Kaiser Maximilians I. an eine andere Stelle für die Zeit der Aufräumungs- und Wiederaufbauarbeiten notwendig wurde.

Als vorläufiger Deponierungsort des Sarkophags wurde in Einvernehmen mit dem Prior des Zisterzienserstiftes Neukloster der Chorabschluß der Neuklosterkirche bestimmt. Bei der Öffnung der Ruhestätte am 6. August 1946 wurde der Sarkophag unbeschädigt vorgefunden, die Stufen des Altars aus rotem Marmor waren zerbrochen, die Deckplatte vor dem Altar, unter der sich der Sarkophag befand, wies einen Sprung auf, der durch die Wucht der einstürzenden Gewölbemassen entstanden war. Über dieser Deckplatte war in der Höhe von ungefähr 1,5 m Schutt gelegen, das Grab selbst wurde so vorgefunden, wie es im Jahre 1770 beschrieben war. Der Sarkophag aus Kupfer mit einem Kruzifix aus Zinn und der Schrifttafel vom Jahre 1770 weist keinerlei besorgniserregende Beschädigung auf, es fehlt nur eine Schraube des Deckels am Fußende, eine andere Schraube ist etwas aufgeschraubt. Der Sarkophag wurde auf einem Schlitten an der Westseite der Kirche gegen den Burgplatz zu auf einen Lastwagen herabgelassen und ins Neukloster überführt. Hier wurde er vor dem Altar des Chorabschlusses neben dem Epitaph der Mutter des Kaisers, Kaiser Friedrich III. Gemahlin, Kaiserin Eleonore, niedergelassen. Mit einer

Einsegnung durch den Prior des Neuklosters war die Überführung um 12 Uhr mittags beendet.« (Alphons Lhotsky: Kaiser Maximilians I. Grab. Unserer Heimat 18, 1947.)

Im Vorwort seines großen Werkes über Maximilian schreibt Hermann Wiesflecker: »Das Maximiliangrab in der Wiener Neustädter Georgskirche war 1945 völlig zerbombt und der Sarg im nahen Neukloster öffentlich aufgestellt. Es ist mir in guter Erinnerung, wie die vollen Sonnenstrahlen gerade in dem Augenblick durch die Kapellenfenster brachen, als ich den Kupfersarg anfaßte und mit dem Gedanken spielte, wie es wohl wäre, eine Geschichte dieses Kaisers und seiner Zeit zu schreiben.«

Bleibt nachzutragen, daß Maximilian einige Zeit später wieder seinen alten Platz in der restaurierten Georgskirche erhielt.

In der Apsis der Kirche betrachtete ich die wundervollen Glasfenster mit den Bildern Friedrichs III., Eleonores, Maximilians, Philipps des Schönen und Marias von Burgund. Darüber das Reichswappen, die Wappen der habsburgischen Erblande und die geheimnisvollen Buchstaben A E I O U. Vor dem mit einer bronzenen Statue des heiligen Georg geschmückten Hochaltar befindet sich das schlichte Grab des Kaisers neben dem seines Rates Dietrichstein. Eine in den Fußboden eingelassene Platte trägt seinen Namen.

Bevor ich die St. Georgskirche verließ, führte mein Begleiter mich in eine Ecke. Dort stand ein Taufbecken aus rötlichem Tiroler Marmor.

»Hier wurde Maximilian getauft«, sagte er.

Daten zur Geschichte Maximilians

1459

Am 22. März wird Maximilian zu Wiener Neustadt geboren.

1473

Friedrich III. reitet mit Maximilian und großen Gefolge zum Reichstag in Augsburg ein. Der Kleine und der Große Rat und die gesamte Bürgerschaft huldigen ihm vor dem Rathaus. Der Kaiser verlangt 1000 Mann zu Pferd als Türkenhilfe. Während dieses Reichstags wird die jährliche Steuer der Stadt Augsburg für das Reich, die bisher 800 Pfund Heller betragen hat, auf 400 Goldgulden festgesetzt. Im September treffen sich Friedrich und Karl der Kühne zu Verhandlungen in Trier.

1474

Umsturz am Oberrhein und im Elsaß. Friedrich kommt zu einem Reichstag nach Augsburg und verkündet am 21. Mai einen sechsjährigen Landfrieden. Erzherzog Maximilian bleibt in der Obhut Bischof Johanns von Werdenberg im Schloß zu Dillingen.

1474/5

Neußer Krieg.

1475

Der Rat von Augsburg erhebt zur Aufbringung von 18000 Gulden, die Friedrich für den Feldzug gegen Karl den Kühnen gefordert hat, eine wöchentliche Steuer von allen Einwohnern der Stadt. 107 Bettler sollen je 4 Pfennige, und die 420 Bürger, die je einen halben Gulden versteuern 14 Pfennige bezahlen. Von den reichsten Bürgern, die zwischen 70 und 100 Gulden versteuern – es sind nur 16 – müssen 4 Münchner Pfund entrichtet werden. Die Gesamtzahl der Steuerzahler beträgt 4321. Eine weitere Zählung ergibt, daß die Zünfte 2238 Mitglieder haben, davon allein die Weber 550. Die Zahl der Patrizier beträgt 46.
Waffenstillstand mit Karl dem Kühnen. Absprache zwischen Friedrich und Karl über eine künftige Heirat ihrer Kinder.

1476

Im März Niederlage Karls bei Grandson, im Juli bei Murten.

1477

Am 5. Januar fällt Karl der Kühne in der Schlacht vor Nancy. Am 21. April wird der Heiratsvertrag zwischen Maximilian und Maria in Brügge unterzeichnet. Am 18. August zieht er in Gent ein, am 19. findet die Hochzeit statt.

1478

Krieg mit Frankreich. Im Juli Waffenstillstand. Am 22. Juni Geburt Erzherzog Philipps.

1479

Augsburg schickt zusammen mit Ulm und Nördlingen Friedrich III. 300 Schützen gegen die Ungarn zu Hilfe. Schlacht von Guinegate.

1480

Am 10. Januar Geburt der Erzherzogin Margarethe. Feldzüge in Holland, Seeland, Namur und Luxemburg. Waffenstillstand mit Frankreich.

1481

Abfall Utrechts.

1482

Tod Marias von Burgund am 17. März. Erneuter Krieg gegen Ludwig XI. von Frankreich. Im Dezember Frieden von Arras.

1483

Streit über die Vormundschaft über Philipp. Rebellion in Flandern. Am 30. August Tod Ludwigs XI.

1484

Krieg in Flandern, Abzug der Franzosen. Berthold von Henneberg Erzbischof von Mainz.

1485

Friedrich III. flieht vor Matthias Corvinus, der Ende Mai Wien erobert hatte, aus Österreich nach Augsburg, wo ihm der Rat auf seine Bitte hin 6000 Goldgulden leiht. Unterwerfung Flanderns, allgemeine Anerkennung Maximilians. Vor-

bereitung seiner Königswahl und Abreise aus den Niederlanden.

1486

Am 16. Februar wird Maximilian in Frankfurt zum König gewählt. Am 9. April Krönung in Aachen. Friedrich III. fordert von Augsburg zum Krieg gegen Matthias Corvinus 10000 Goldgulden, die jedoch beim Reichstag zu Speyer auf 2500 ermäßigt werden.

1487

Niederlage bei Bethune. In Worms findet das letzte Turnier der rheinischen Ritterschaft statt. Dichterkrönung des Konrad Celtis durch Maximilian in Nürnberg.

1488

Maximilian in Brügge gefangen. Friedrich III. ruft zum Reichsfeldzug auf, um seinen Sohn zu befreien. Der Rat der Stadt Augsburg schickt 188 Fußknechte, 18 Reiter und sechs Rüstwagen nach Köln zu Hilfe. Am 16. Mai ist Maximilian gemäß dem Vertrag von Brügge frei. Belagerung von Gent, schwere Kämpfe in Frankreich.

1489

Frankfurter Friede mit Frankreich. Albrecht von Sachsen unterwirft in Maximilians Auftrag Flandern.

1490

Erwerb Tirols. Versuch, Ungarn und die Bretagne zu gewinnen.

1491

Erbvertrag mit König Ladislaus von Ungarn. Eroberung von Nantes durch die Franzosen.

1492

Der Schwäbische Bund führt gegen Herzog Albrecht von Bayern einen Kampf um die Befreiung der 1486 von ihm in Besitz genommenen Reichsstadt Regensburg. Maximilian vermittelt in Augsburg zwischen den streitenden Parteien. Maximilian gibt beim Rat zu Augsburg eine Vertragsurkunde in Verwahrung, welche die österreichische Erbfolge in Ungarn zwischen ihm und König Ladislaus regelt. Bretonischer Krieg.

1493

Frieden von Senlis, Rückkehr Erzherzogin Margarethes in die Niederlande. Tod Kaiser Friedrichs in Linz. Bei Einsiedeln wird am 10. November Paracelsus geboren.

1494

Hochzeit Maximilians mit Bianca Maria Sforza. Zug in die Niederlande, Regierungsübergabe an Herzog Philipp. Am 5. November wird in Nürnberg Hans Sachs geboren.

1495

Reichstag zu Worms. Versuch einer Reichsreform. Abschluß der Heiligen Liga am 31. März. Italienzug Maximilians.

1496

Ehe Philipps mit Johanna der Wahnsinnigen. Maximilian hält sich mit seinem Sohn Philipp und vielen Fürsten einige Tage in Augsburg auf. Zu seinen Ehren veranstalten die Geschlechter Turniere, Tänze und am St.-Johannis-Abend ein Sonnwendfeuer.

1497

Im Haus des Humanisten Johann von Dalberg in Heidelberg wird am 31. Januar Reuchlins Lustspiel »Henno« durch Studenten uraufgeführt. Es ist die erste Renaissancekomödie, die in Deutschland gezeigt wird.

1498

Am 7. April Tod Karls VIII. Krieg mit Frankreich.

1499

Auflösung der Heiligen Liga. Schweizerkrieg, Ausscheiden der Schweiz aus dem Reich.

1500

Ludwig XII. besetzt Mailand. Karl V. am 24. Februar in Gent geboren. Maximilian kommt zum Reichstag nach Augsburg, wohnt bei Philipp Adler und verweilt 182 Tage in der Stadt. Auf diesem Reichstag wird die Einteilung des Reiches in 6 Kreise, die Einführung des Reichsregiments und die Bewilligung einer Reichshilfe zum Türkenkrieg auf sechs Jahre beschlossen. Die Augsburger Humanisten gründen unter Führung Dr. Konrad Peutingers eine eigene Gesellschaft, die »Sodalitas Literaria Augustana«.

1501

Nürnberger Regimentstag. Waffenstillstand mit Frankreich.

1502

Liga des Papstes, Venedigs und Ungarns gegen die Türken.

1503

Tod Papst Alexanders VI. am 18. August. Tod Herzog Georgs von Bayern-Landshut am 1. Dezember.

1504

Bayerischer Erbfolgekrieg. Tod Bertholds von Mainz.

1505

Kölner Schiedsspruch Maximilians, gestiegenes Ansehen im Reich.

1506

Tod Philipps des Schönen in Burgos. Papst Julius II. gründet am 2. Januar in Rom die Schweizergarde. Grundsteinlegung zum Neubau der Peterskirche. In der gesamten Christenheit wird ein Ablaß ausgeschrieben, um die Mittel für den Bau zu beschaffen. Tod des Kolumbus in Valladolid.

1507

Reichtag von Konstanz.

1508

Maximilian nimmt den Titel »Erwählter Römischer Kaiser« an. Der Kaiser fordert vom Schwäbischen Bund Barzuschüsse zum Krieg gegen Venedig.

1510

In Straßburg stirbt Geiler von Kaisersberg.

1512

Amerigo Vespucci in Sevilla gestorben. Papst Julius II. verleiht den katholischen Schweizern den Titel »Verteidiger der Freiheit der Kirche«. Luther promoviert in Wittenberg.

1513

Maximilian kommt aus Tirol nach Augsburg und schließt im Dom ein Bündnis mit Heinrich VIII. von England.

1514

Der Rat von Augsburg läßt auf Wunsch Maximilians zwischen dem Gögginger- und den Klinkertor die »Porta Nocturna« herstellen, um ihm nach Torschluß die Heimkehr in sein Haus zu ermöglichen.

1515

Maximilian verleiht den Augsburger Kaufleuten das Privileg, in Wien Niederlassungen und Warenlager zu errichten. Karl V. übernimmt die Regierung der Niederlande. Wiener Kongreß. Franz I. von Frankreich zieht nach der siegreichen Schlacht von Marignano in das eroberte Mailand ein.

1516

Sogenannte »Ewige Richtung« zwischen Frankreich und den Eidgenossen. Tod Ferdinands von Spanien, Nachfolge Karls. Tod des Johann Trithemius in Würzburg.

1517

Maximilian krönt in Augsburg Ulrich von Hutten zum Poeta laureatus.

1518

Am 27. Juni trifft Maximilian zum Reichstag in Augsburg ein, an dem alle Kurfürsten außer dem unmündigen König von Böhmen und Ungarn teilnehmen. Er wohnt in der bischöflichen Pfalz, in deren Turmstübchen ihn Albrecht Dürer porträtiert. Die Hauptanliegen Maximilians bestehen in der Wahl seines Enkels Karl zu seinem Nachfolger und in der Bewilligung von Mitteln gegen die Türken.
Luther wird in Augsburg durch Kardinal Cajetan verhört und zum Widerruf aufgefordert, den er ablehnt. Philipp Melanchthon hält als 21jähriger in Wittenberg seine Antrittsvorlesung.

1519

Am 12. Januar stirbt Maximilian in Wels, nachdem er Augsburg am 26. September 1518 in Todesahnung verlassen hatte. Der als »Bürgermeister von Augsburg« apostrophierte Kaiser hielt sich bei 17 Besuchen und Reichstagen insgesamt 2 Jahre und 211 Tage hier auf.

Bibliographie

Baldass, Ludwig: Der Künstlerkreis Kaiser Maximilians. Wien 1923.
Breitner, Erhard: Maximilian I. Der Traum von der Weltmonarchie. Bremen-Wien 1939.
Brunner, Luitpold: Kaiser Maximilian I. und die Reichsstadt Augsburg. Augsburg 1877.
Cartellieri, Otto: Am Hofe der Herzöge von Burgund. Kulturhistorische Bilder. Basel 1926.
Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Leipzig 1874 ff.
Cuspinian, Johannes: Austria. Frankfurt 1601.
Egg, Erich und Pfaundler, Wolfgang: Kaiser Maximilian I. und Tirol. Innsbruck-Wien-München 1969.
Fichtenau, Heinrich: der junge Maximilian (1459–1482). Wien 1959.
Fortmann, Heinrich: Züge aus dem Leben Kaiser Maximilians I. Historische Blätter 3, 1829, S. 318–416.
Fraknoi, Wilhelm: Matthias Corvinus, König von Ungarn 1458–1490. Freiburg i. Br. 1891.
Geiger, Ludwig: Johann Reuchlin. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1871.

Gerhartl, Gertrud: Wiener Neustadt als Residenz. In: Katalog der Ausstellung »Friedrich III. Kaiserresidenz Wiener Neustadt, S. 104—131.« Wien 1966.
Ilgen, Th.: Die Geschichte Friedrichs III. und Maximilians I. von Joseph Grünpeck. Leipzig 1899.
Lhotsky, Alphons: Kaiser Maximilians I. Grab. Unsere Heimat 18, 1947.
Machiavelli, Niccolo: Sämtliche Werke. Übersetzt von Johann Ziegler. 8 Bände. Karlsruhe 1832—1841.
Ranke, Leopold von: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Leipzig 1867.
Schulte, Aloys: Die Kaiser- und Königskrönungen zu Aachen 813—1531. Bonn-Leipzig 1924.
Sternaux, Ludwig: Kaiser Maximilian I. Berlin1928.
Ulmann, Heinrich: Kaiser Maximilian I. Auf urkundlicher Grundlage dargestellt. 2 Bde. Stuttgart 1884 und 1891.
Wiesflecker, Hermann: Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit. 1971 ff. (Das derzeitige Standardwerk.)